Monika Griebeler

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Thailand

vom 31. Oktober bis 9. Dezember 2011

Sonnenaufgang nach der dunkelsten Nacht
Die Situation burmesischer Flüchtlinge im Grenzgebiet zu Thailand

Von Monika Griebeler

Thailand, vom 31. Oktober bis 9. Dezember 2011

Inhalt

1.	Zur Person	249
2.	Grenzerfahrungen	249
3.	Jenseits von Kawthoolei	250
3.1	Anpassung	251
3.2	Folgeschäden	253
3.3	Rucksackhilfe	254
4.	Die Willkür des Krieges	256
5.	Ein Leben im Vogelkäfig	258
6.	Suche nach einem besseren Leben	259
6.1	Aufwachsen	259
6.2	Arbeiten	261
6.3	Lernen	263
6.4	Weiterwandern	264
7.	Auf gute Nachbarschaftsbeziehungen	265
8.	Reform von oben	268
8.1	Ernsthaftigkeit	269
8.2	Lady-ismus	270
8.3	Selbstabschaffung	272
8.4	Protestträger	275

8.5 Wandelgründe 277

9. Endlich Frieden? 279

10. Und zum Schluss… 280

1. Zur Person

Geboren am 24. Februar 1984 in Trier, während der Schulzeit in Forth Worth/USA und Posen/Polen. Anschließend Studium der Medienwissenschaften, Anglistik und Politik in Göttingen und Krakau/Polen. Absolventin der studienbegleitenden Journalistenausbildung des Instituts zur Förderung publizistischen Nachwuchses (ifp). Volontariat bei der Deutschen Welle in Bonn, Berlin und Brüssel mit Stationen bei „Voice of Vietnam (VOV)“ in Hanoi/Vietnam und dem ARD-Studio Singapur. Von 2009 bis 2011 Lehrbeauftragte für englische Literatur am Seminar für Englische Philologie der Georg-August-Universität Göttingen. Seit März 2011 als freiberufliche Journalistin tätig für die Deutsche Welle und andere Medien in Berlin, Bonn und München.

2. Grenzerfahrungen

Ich wurde noch nie verfolgt, musste nie um mein Leben bangen, niemals hungern oder leiden. Das allein unterscheidet mich schon völlig von vielen, die ich während meiner Recherchereise im thailändisch-burmesischen Grenzgebiet getroffen habe.

Seit mehr als 60 Jahren beherrscht Bürgerkrieg das Leben in den Randgebieten Burmas, dem heutigen Myanmar. Das Militär kämpft gegen ethnische Rebellen. Die wiederum kämpfen für die Unabhängigkeit ihrer Völker. Vergewaltigung, Zwangsarbeit und Mord gehören zum Alltag. Dorfbewohner würden sogar als menschliche Minenräumer eingesetzt, sagt eine Sprecherin der Hilfsorganisation Free Burma Rangers.

Auch in anderen Teilen des Landes herrschte die Armee jahrzehntelang mit harter Hand: Burma galt als restriktivstes und isoliertestes Land der Welt – abgekapselt von der Außenwelt, ein Gefängnis mit Bergpanorama. Seit der Machtübernahme des Militärs unter dem damaligen General Ne Win im Jahr 1962 wurden die Bürger gegängelt. Künstler etwa mussten jedes Lied, Buch oder Kunstwerk, ja sogar jeden Comic, den Zensoren vorlegen. Pressefreiheit war de facto nicht gegeben. Wer sich kritisch äußerte, wurde festgenommen und mit drakonischen Strafen belegt.

Die Folge: In den vergangenen Jahrzehnten flohen hunderttausende Menschen aus Burma in die Nachbarländer. Aus der Kachin-Provinz im Norden nach China. Aus den Provinzen Kayin, Karenni und Shan im Osten nach Thailand. Selbst aus der westlichen Arakan-Provinz flüchteten Menschen nach Bangladesch.

In den vergangenen Monaten hat sich in Burma jedoch viel verändert: Im Herbst 2010 zogen einige der Generäle ihre Uniform aus, ließen sich

in pseudo-demokratischen Wahlen zur neuen, pseudo-demokratischen Elite küren und bevölkern seitdem Parlament und Regierung. Präsident Thein Sein, selbst ehemaliger General, gibt sich jetzt Mühe, sein Land für die Außenwelt zu öffnen: Die Regierung entlässt politische Gefangene und lockert die Pressezensur. Internetseiten wie Youtube oder die der BBC sind frei zugänglich. Neue, private Radiosender werden zugelassen und ausländische Journalisten dürfen ins Land. Die Regierung sucht den Kontakt zu Oppositionsikone Aung San Suu Kyi und westlichen Politikern.

Wichtiger noch: In das tief zerrissene Burma soll Frieden einkehren. Karen-Rebellen und Armee wollen die Waffen niederlegen, so haben sie es Mitte Januar beschlossen. Ein fragiler Frieden – aber immerhin. Aus Sicht der Internationalen Gemeinschaft ist es ein bedeutender, erster Schritt: Denn die Konflikte mit den ethnischen Minderheiten zu beenden, ist eine Voraussetzung dafür, dass der Westen seine Sanktionen gegen Burma lockert. Das hatten einige der diplomatischen Besucher in jüngster Zeit – von US-Außenministerin Hillary Clinton bis zu ihrem britischen Kollegen William Hague – klar gemacht.

Interessante Vorzeichen für meine Recherchereise: Ein Land im Wandel. Sein Volk im Ausland. Andauernde Kämpfe und zugleich vorsichtige Friedensgespräche. Im Moment passiert in Burma so viel, dass dieser Bericht, wenn er gedruckt wird, womöglich in Teilen schon wieder veraltet ist.

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Recht geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begegnen." So steht es in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen. Und so steht es – in burmesischer Schrift – auch am Anfang dieses Beitrags. Damit soll die Hoffnung ausgedrückt sein, dass diese Ideale künftig in Burma nicht länger nur Wunschdenken sind.

3. Jenseits von Kawthoolei

Rund 135 verschiedene Ethnien gibt es in Burma – viele davon sind intern weiter zersplittert. Die ethnischen Burmesen bilden die Mehrheit im Land. Im Osten Burmas leben die Karen. Sie nennen ihren Teil des Landes „Kawthoolei". Übersetzt heißt das so etwas wie „Land ohne Übel". Es ist der Schauplatz eines der am längsten dauernden Bürgerkriege der Welt.

Wenn Moon Lay – die eigentlich ganz anders heißt – aus ihrer kargen Hütte tritt, kann sie am Horizont Kawthoolei, ihre Heimat, sehen: Die Berge der Kayin-Provinz, schön und erhaben. Dort liegt ihr Dorf, abgebrannt und ausgestorben. Als nach den umstrittenen Wahlen 2010 in Burma erneut Kämpfe

zwischen Militär und Rebellentruppen ausbrachen, gerieten die Einwohner zwischen die Fronten. Moon Lay flüchtet zur thailändischen Grenze. „Ich bin gerannt, so schnell ich konnte, meine Töchter auf dem Arm. Alle sind gerannt. Direkt hinter uns hörten wir die Schüsse. Ich hatte große Angst", erzählt sie und weint.

Auch Pah Dah hat der Krieg nach Thailand getrieben, auch er will seinen richtigen Namen nicht nennen. Soldaten hatten sein Heimatdorf besetzt, die Bewohner zur Zwangsarbeit verpflichtet. Mit 16 verließ er seine Eltern, marschierte mit Freunden drei Tage durch den Dschungel. In einem Fluss wäre er fast ertrunken. „Manchmal träume ich von unserem Haus, dem Garten", erzählt er. „Ich will zurück. Aber das ist im Moment nicht möglich."

Ihr Volk, die Karen, bewohnen seit Jahrzehnten die Berge auf beiden Seiten der thailändisch-burmesischen Grenze. Bei einer Volkszählung im Jahr 1911 kamen die britischen Besatzer Burmas zum Schluss, dass die Karen dort „friedlich, ruhig, bescheiden" lebten. Das Verhältnis zu den Briten war ein freundschaftliches, schließlich sind die Karen ebenfalls überzeugte Christen und waren während der Kolonialzeit wichtige Unterstützer im Kampf gegen die ethnischen, buddhistischen Burmesen. Und davon profitierten beide Seiten: Zuvor waren die Karen von der herrschenden Klasse hauptsächlich als billige Sklaven angesehen worden; unter den Briten erreichten sie ungeahnte Autonomie. Das Nationalbewusstsein der Karen wuchs, genauso wie ihre militärische Ausstattung.

Als nach dem Zweiten Weltkrieg die Unabhängigkeit Burmas anstand, forderten auch die Karen ihren Teil: Sie wollten Kawthoolei, ihr Land ohne Übel, ihren eigenen Staat. Am 4. Januar 1948 um 4:20 Uhr morgens – dem Moment, den burmesische Astrologen als günstig erachtet hatten – wurde Burma schließlich offiziell unabhängig von Großbritannien. Doch die neue, herrschende Klasse strebte nach der Einheit der Union, wollte nicht, dass sich irgendeine Ethnie abspaltete. Nur wenige Monate später begannen ethnische Burmesen und Karen-Rebellen, sich zu bekriegen. Es war der Auftakt eines jahrzehntelangen Martyriums für die friedlichen Bewohner der Berge.

3.1 Anpassung

Pah Dah und Moon Lay leben jetzt in der Nähe der thailändischen Grenzstadt Mae Sot. Die staubige Kleinstadt gilt als einer der großen Umschlagplätze für illegal aus Burma eingeführte Schmuggelware wie Teakholz und Drogen. Aus dem Landesinneren führt eine kurvenreiche Straße hierher, vorbei an zahlreichen Polizei-Checkpoints und großformatigen Schildern mit dem Hinweis „Stop Human Trafficking".

Etwa 70 Prozent der Bewohner von Mae Sot stammen aus Burma – einige sind anerkannte, die meisten aber illegale Flüchtlinge. Hinzu kommen zahlreiche westliche Freiwillige, die an den Schulen der Stadt unterrichten, in Hilfsorganisationen arbeiten oder für Abschlussarbeiten in Soziologie, Politikwissenschaft oder Ethnologie recherchieren. Es ist ein Mekka der Altruisten und Sinn-Sucher. Ein Mikrokosmos. Die Stimmung ist gelassen, fast schon dörflich.

Nachts heulen die Rudel der Straßenhunde um die Wette, liefern sich unablässig Kämpfe. Frühmorgens krähen die Hähne – da sind viele der Einwohner schon längst auf den Beinen: auf dem Weg zum trubeligen Markt etwa oder als Arbeitssklaven auf einer der zahlreichen Baustellen. Außerhalb der Stadtgrenzen strecken sich die Reisfelder saftig grün gen Horizont, dazwischen kleinere Dörfer mit den obligatorischen Tempeln.

Die „safe houses" verschiedener Hilfsorganisationen sind robuste Betonhäuser, ordentlich hergerichtet mit Platz für all die Mitarbeiter. Viele burmesische Migranten leben in Mae Sot jedoch in etwas heruntergekommenen, armselig aussehenden Holzhäusern, oft entlang der Kanäle. Das Wohnen am Wasser, was im Westen ja geliebt und teuer bezahlt wird, ist hier den Armen vorbehalten, denen am unteren Rand der Gesellschaftshierarchie. Die Kanäle stinken, Müll dümpelt am Ufer vor sich hin.

Insgesamt leben geschätzt mehr als zwei Millionen burmesische Flüchtlinge in Thailand, hauptsächlich hier im Grenzgebiet. Thailand hat niemals die UN-Flüchtlingskonvention von 1951 unterzeichnet. Die thailändische Regierung ist deshalb nicht an die internationalen Vereinbarungen zur Anerkennung und dem Schutz von Flüchtlingen gebunden. Wer illegal in Thailand erwischt wird, kann – wie in vielen anderen Ländern auch – verhaftet und ausgewiesen werden.

Der 23-jährige Saw Aung hat seine tiefschwarzen Haare akkurat geschnitten und frisiert. „Thai-style", sagt er und lacht. „Dann hält mich die Polizei nicht so oft an, weil sie denkt ich wäre Thailänder – und nicht Burmese." Es sind kleine Tricks, um den Schikanen der thailändischen Polizisten zu entgehen. Denn die Polizei hat ein Revier an einer der zentralen Abzweigungen in Mae Sot: Eigentlich besteht der Kern der Stadt nur aus zwei Hauptstraßen. Eine kommt von der Grenze, die andere geht von ihr ab. Und genau an dieser Gabelung lauern die Polizisten.

Fast jeder illegale Flüchtling in Mae Sot wurde schon einmal verhaftet. Zurückgeschickt wird selten einer. Stattdessen: Eine Nacht im Gefängnis. Teures Schmiergeld. Wie viel? „Das variiert", sagt Saw Aung. „Es hängt auch davon ab, ob der Polizist einen kennt. Dann ist es meist höher." Pah Dah wird regelmäßig von der Polizei von seinem roten Moped geangelt. „Etwa jedes zweite Mal halten sie mich an. Zum Glück musste ich erst ein-

mal ins Gefängnis“, sagt er. Solange nichts Ernstes passiert, findet er das nicht tragisch. „Klar, jeder Flüchtling hier ist unter Druck. Aber es gehört eben zum Leben in Mae Sot dazu. Manche können damit besser umgehen, für andere ist es eine echte Belastung.“

3.2 Folgeschäden

Alkoholismus und Drogenmissbrauch sind verbreitet in der Grenzregion. Auch physische Gewalt kommt häufig vor. Wer nur für ein paar Tage in der Stadt ist, wird es kaum bemerken. An der Oberfläche des gesellschaftlichen Lebens ist davon wenig zu sehen. Saw Ku Thay aber kratzt tiefer. Er arbeitet als Sanitäter in der Psychologischen Abteilung der Mae Tao Clinic in Mae Sot. „Unsere Patienten kommen aus einem Kriegsgebiet. Aber auch hier ist ihr Leben nicht stabil“, sagt er. „Sie leben in der ständigen Angst, von der Polizei festgenommen und zurückgeschickt zu werden. Sie können jederzeit aus ihren Wohnungen geworfen werden. Sie haben oft keine feste Arbeit, kein ordentliches Einkommen, können die Schulbildung ihrer Kinder nicht finanzieren und selbst wenn, gibt es hinterher keine Jobs. Und manche von ihnen leben sogar völlig abgeschnitten von ihren Familien, die vielleicht noch in Burma sind.“

Mit Alkohol und Drogen würden die Leute ihren Stress abbauen, sagt Saw Ku Thay. In den örtlichen 7Eleven-Supermärkten hängen deshalb bedruckte Zettel an den Regalen mit Bier und Schnaps: „Alkoholverkauf nur von 11 bis 14 Uhr und von 17 bis 20 Uhr.“ Eine Vorsichtsmaßnahme der Behörden, heißt es. „Die Regierung möchte so ihre Bürger schützen, deshalb beschränkt sie den Alkoholverkauf“, erklärt Dr. Aung Myint. „Aber natürlich gibt es einen großen Schwarzmarkt für Alkohol, wo Burmesen und Thais Schnaps verkaufen und kaufen.“

Dr. Myint ist gebürtiger Burmese, lebt aber seit Jahrzehnten in Australien. Vor einigen Monaten ist er an die Mae Tao Clinic in Mae Sot gekommen, um hier freiwillig als Psychologe auszuhelfen. „Auch wenn die Menschen in Burma im Grunde mit dem Krieg aufgewachsen sind, ist niemand so stark, das ohne Schäden durchzustehen“, sagt er. Auch der Belastbarste hätte seine Grenzen, bräuchte Pausen von dem Terror, der Angst, dem Druck. Jedoch ließen sich nur wenige wegen psychischer Probleme in der Mae Tao Clinic behandeln. „Die Leute kommen nicht, weil sie nicht wissen, wie effektiv psychologische Beratung und Seelsorge sein können – und weil sie fürchten, sie würden dadurch ihre Würde verlieren“, ergänzt Saw Ku Thay.

Dennoch ist die Mae Tao Clinic eine beliebte Anlaufstelle für Menschen aus Burma, sowohl aus dem Grenzgebiet, als auch aus weiter entfernten

Provinzen. Manche durchqueren das halbe Land bis nach Thailand, um sich in Mae Sot behandeln zu lassen – denn die Untersuchungen sind (noch) kostenlos, das medizinische Personal gut ausgebildet und es gibt ausreichend Medikamente.

Die Klinik wurde 1998 gegründet von Dr. Cynthia Maung. Sie war nach den ersten großen Demonstrationen in Burma 1988 nach Thailand geflohen. In Mae Sot baute sie erst ein kleines Haus, dann später errichtete sie mit Kollegen die richtige Klinik. Heute behandeln Dr. Cynthia Maung und ihre Ärzte im Jahr rund 150.000 Menschen. Die meisten Patienten haben Malaria oder Durchfallerkrankungen. Die Klinik selbst ist eine recht chaotische Anordnung von Gebäuden. Die Betten ähneln eher Tischen mit dünnen Decken darauf als bequemen Liegestätten, in denen Patienten schnell genesen. Doch das Gelände ist „safe ground", operiert unter dem Wohlwollen der thailändischen Behörden. Hier haben die Ärzte das Sagen und sonst keiner – nicht die Polizei und nicht die Einwanderungsbehörden.

An diesem heißen Mittwoch im November ist Vorsorgetag. Der Eingangsbereich der Klinik wimmelt von Kleinkindern, die tapsig an der Hand ihrer Mütter durch den Staub wackeln. In einem der Behandlungszimmer wird ein kleiner Junge gewogen, in einem anderen gibt die Ärztin einem Mädchen gerade eine Impfspritze. „An den Vorsorgetagen ist hier immer besonders viel los", sagt sie. Die medizinische Versorgung in Burma sei schließlich katastrophal bis nicht existent.

In der Mae Tao Clinic können sich auch Landminenopfer kostenlos behandeln lassen. Auf einer Tafel in der Prothetik-Abteilung stehen die Namen der Patienten und der Grund für ihren Aufenthalt: Die Liste ist lang, fast alle sind Männer, ein Beinverlust durch einen Autounfall etwa die Ausnahme. Vor dem Gemeinschaftsraum sitzt Htoo Mla auf der Brüstung, raucht und spielt mit einem anderen Patienten Gitarre. „Ich lief durch den Dschungel, plötzlich krachte es", erzählt er. Als er wieder zu sich kam, hatte eine Mine ihm beide Beine weg gesprengt. Htoo Mla ist 19 Jahre alt.

3.3 Rucksackhilfe

Auch Pah Dahs Vater ließ sich in der Klinik behandeln: Er musste wegen einer Kleinigkeit operiert werden. Damals, vor rund drei Jahren, hat Pah Dah seine Familie zuletzt gesehen. Die Straße zu seinem Heimatort ist inzwischen nicht mehr begehbar, sagt er, zu viele Landminen lägen dort. Weite Teile der Kayin-Provinz sind mit den Sprengsätzen übersäht. Regierungstruppen und Rebellen haben sie in Kriegszeiten gleichermaßen eingesetzt. „Auch Bauern verwenden selbst gebastelte Landminen, um ihre Felder zu schützen", sagt

eine Sprecherin der Hilfsorganisation Free Burma Rangers; die Rangers dokumentieren seit Jahren Menschenrechtsverletzungen in den Kriegsgebieten.

Gegründet wurden die Free Burma Rangers von Dave Eubank, dem Sohn US-amerikanischer Missionare in Thailand. Er arbeitete zunächst als Soldat in einer Sondereinheit der US-Armee, lernte dann aber seine Frau kennen, wurde ebenfalls Missionar und kehrte zurück ins Land seiner Kindheit. Als Mitte der 1990er Jahre große Flüchtlingsströme Thailand überschwemmten, zog er los: auf dem Rücken einen Rucksack voll Medizin und Lebensmitteln, im Herz das Bedürfnis, den Menschen in Burma zu helfen. Es war die Geburtsstunde der Free Burma Rangers (FBR).

Heute sind sie im Grenzgebiet eine der renommiertesten Hilfsorganisationen – machen aber so wenig Aufhebens darum, wie kaum eine andere. Denn ihre Mission ist heikel: Ausgerüstet mit Medizin, Lebensmitteln und Technologien, um Menschenrechtsverletzungen zu dokumentieren, schlagen sich die FBR-Teams inoffiziell über die Grenze nach Burma durch. Tagelang laufen sie durch unwegsamen Dschungel zu abgelegenen Dörfern, helfen den Bewohner ihre abgebrannten Häuser wieder aufzubauen und versuchen, Wunden und Krankheiten zu heilen. Ein geistlicher Begleiter betet mit den Menschen, andere spielen mit den Kindern, um ihnen einen Hauch von Normalität in all dem Chaos zu bieten.

2010 waren 59 Teams im Land im Einsatz: Karen, Shan, Mon, Karenni, Kachin. Menschen aus Burma für Menschen aus Burma. Üblicherweise sind die Teams ethnisch gemischt; viele sind Christen. Der Glaube spielt eine wichtige Rolle bei den FBR, ist aber keine Voraussetzung für die Teilnahme. Auf den Team-T-Shirts steht das Motto: „Love each other. Unite and work for freedom, justice and peace. Forgive and don't hate each other. Pray with faith, act with courage. Never surrender." – „Liebt einander. Vereinigt euch und setzt euch ein für Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden. Vergebt einander, hasst euch nicht. Betet mit Vertrauen, handelt mit Mut. Gebt euch niemals geschlagen."

In ihrer Arbeit folgen die Ranger einer Art Ehrenkodex: „Ihr dürft nicht flüchten, wenn die Menschen es nicht können. Das ist die oberste Regel: Ihr bleibt immer bei den Leuten", erklärt die Sprecherin. Wenn also ein Dorf angegriffen wird, in dem sie gerade Station machen, bleiben die Ranger bei den Bewohnern, flüchten mit ihnen in den Dschungel, halten sich dort gemeinsam so lange versteckt, bis sich die Situation verbessert. Sie behandeln Verletzte und sprechen den Menschen Mut zu. Einige, vor allem jugendliche Aktivisten in Thailand, finden die FBR deshalb absolut „badass" – „supercool".

Ihre Arbeit sieht in der Realität jedoch sehr viel gefährlicher und schrecklicher aus als kühnste Jungsabenteurerträume. Wenn die Teams dorthin

kommen, wo sich Flüchtlinge verstecken, begegnen sie ganz vielen verschiedenen Bedürfnissen: „Eine ist vielleicht auf eine Landmine getreten, ein anderer wurde angeschossen, wieder ein anderer ist todkrank“, sagt die Sprecherin. „Und dann gibt es noch die Kinder: Sie leben in ständiger Unsicherheit, mussten fliehen, können nicht zur Schule gehen, vielleicht wurde ihr Onkel erschossen oder sie wurden von ihren Eltern getrennt.“ Und wo auch immer die Teams sind – die burmesische Armee ist stets in der Nähe. Eine ständige Bedrohung. Eine ständige Herausforderung.

Mit Waffen sind die Ranger nicht offiziell ausgerüstet; die meisten tragen jedoch einen Revolver oder ein Gewehr für den persönlichen Schutz. Nicht immer hilft das: Im Hauptquartier in Chiang Mai hängen Fotos der Verstorbenen an einer Wand, gleich neben einer Karte von Burma, in der die verschiedenen Kampfgebiete eingezeichnet sind. „Er wurde von der burmesischen Armee gefangen genommen, drei Tage lang gefoltert und dann erschossen“, sagt die Sprecherin und zeigt auf das Bild eines jungen, aufgeregt lächelnden Mannes. Ein anderer trat während einer Mission auf eine Landmine. Wieder andere starben an Malaria. „Die Lage ist ernst. Es gibt dort draußen echte, wirkliche Boshaftigkeit.“

Und das bekommen die Ranger auf ihren Einsätzen auch fast täglich zu sehen. Unterwegs dokumentieren sie in Videointerviews die Gräueltaten des burmesischen Militärs. „Es gab zum Beispiel einen Fall, wo eine Mutter mit Baby und älterer Tochter zwischen zwei Dörfern unterwegs war. Einige Soldaten begannen zu schießen. Das kleine Mädchen war sofort tot. Das Baby starb auf dem Rücken der Mutter. Auch die Mutter selbst wurde getroffen, hat aber überlebt“, erzählt die Sprecherin. „Die Soldaten haben also ohne Grund auf die Familie geschossen – einfach, weil sie es konnten.“

4. Die Willkür des Krieges

Pah Dah kennt ähnliche Geschichten: „Man muss nicht mal groß einen Fehler machen. Selbst wenn man nur alleine herum läuft, kann man erschossen oder gefangen genommen und gefoltert werden.“ Das sei Nachbarn von ihm passiert, als sie wieder zurück in ihr Dorf wollten: „Sie wurden gesehen oder sind der Armee in die Arme gelaufen und wurden getötet oder gefangen und gefoltert.“ Als die Soldaten vor gut zehn Jahren seinen Heimatort stürmten, rannte das ganze Dorf um sein Leben. Pah Dah schlüpfte in einen Graben. Dort hielt er stundenlang still, im Ohr das Knallen der Gewehre. Die Soldaten brannten das Dorf nieder, die Schule, die Kirche. Anschließend trieben sie die Bewohner aus dem Dschungel an einen anderen Ort, der näher am Armeelager lag. Pah Dah folgte ihnen.

„Die Dorfbewohner mussten dann selbst einen Zaun um den neuen Ort errichten. Und das Militär belegte das Dorf mit einer Ausgangssperre von sechs Uhr abends bis sechs Uhr morgens“, erinnert er sich. Wer zuvor als Bauer gearbeitet hatte, sah seine Existenz nahezu zerstört, denn die Felder lagen jetzt zwei, drei Stunden Fußmarsch entfernt. „Wegen der Ausgangssperre wurde es für sie schwierig, zu überleben: Sie mussten in der kurzen Zeit hin und zurück laufen und die Felder bestellen.“ Ein Knochenjob, mehr noch als zuvor, zumal in der heißen Mittagssonne.

Moon Lay und ihre Familie hatten auch eine eigene kleine Farm. Mais und Bohnen wuchsen auf den Feldern. Sie wurden zwar nicht umgesiedelt, mussten aber oft für die Armee antreten und auf deren Feldern stundenlange Arbeit leisten. „Sie haben es aber natürlich nie Zwangsarbeit genannt“, sagt Moon Lay. „Die Rede war immer von ’Hilfe’.“ Manchmal fiel die vermeintliche Bitte höflich aus, manchmal nicht. Sie denkt nicht gerne an diese Zeit zurück.

In dem kleinen Karen-Dorf auf thailändischer Seite, wo Moon Lay inzwischen wohnt, lebt wenige Bambushütten weiter Florence. So wurde sie früher genannt, als sie noch als Lehrerin in Burma gearbeitet hat. Die Hände der 64-Jährigen sind runzelig, ihr Gesicht stolz konturiert. Sie hat in ihrem Leben alles Grausame gesehen, was sich ein Mensch nur vorstellen kann: Eine ihrer Freundinnen wurde erschossen, sie selbst im Bein getroffen. Manchmal wurden einige ihrer Schüler aus dem Unterricht zur Zwangsarbeit geholt. Die Soldaten vergewaltigten Frauen aus dem Ort. Dorfbewohner mussten dem Militär bei Todesdrohung Informationen über die Karen-Rebellen liefern. Andere dienten als menschliche Schutzschilde: Wenn die Truppen von einem Dorf ins nächste gehen wollten, nahmen sie drei, vier Dorfbewohner mit. „Die sollten sie vor den Landminen schützen und dafür sorgen, dass die Rebellen nicht auf die Soldaten schießen“, erzählt Florence. Ihre Hütte wurde mehrmals abgebrannt, wochenlang harrte sie im Dschungel aus. Später bauten sie und ihr Mann das Haus wieder auf. „Aber nicht aus richtigem Holz, sondern nur aus Bambus. Das Militär hätte es ja jederzeit wieder anzünden können“, sagt sie.

Besonders eingeprägt hat sich ihr jedoch die Geschichte einer jungen Frau: Gemeinsam mit anderen Dorfbewohnern war sie zur Arbeit an eine Hauptstraße gebracht worden. Dort sollten sie Büsche zurückschneiden, die Straße reinigen. Die Frau war hochschwanger. Mitten während der Arbeit setzten die Wehen ein – das Militär half nicht. „Sie bekam dann während der Zwangsarbeit an dieser Hauptstraße ihr Kind“, sagt Florence. „Anschließend trug sie ihr Neugeborenes den ganzen weiten Weg zurück ins Dorf.“

5. Ein Leben im Vogelkäfig

Obwohl Thailand sich formal nicht den Regeln der Flüchtlingskonvention verschrieben hat, gestattet es dem Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen (UNHCR) Zugang zu den Flüchtlingscamps. Die Mitarbeiter konnten einige Zeit lang burmesische Asylbewerber sogar vollständig als Flüchtlinge registrieren und ihnen entsprechende Papiere ausstellen. Seit 2005 möchte die thailändische Regierung jedoch den Asylprozess genauer kontrollieren, hat ihn deshalb der Aufsicht des UNHCR entzogen und den eigenen „Provincial Admissions Boards" zugeteilt. Seither wurde kein Flüchtling mehr registriert. „Man weiß nicht, wann das wieder funktionieren wird. Man weiß nur: Bisher tut es das nicht", sagt Hans Beckers von der Internationalen Organisation für Migration (IOM) in Bangkok. Im Jahr 2012 sind laut UNHCR circa 92.000 burmesische Flüchtlinge registriert. In den neun offiziellen Camps leben geschätzt weitere 54.000 Menschen. Das größte ist Mae La mit fast 50.000 Bewohnern.

Pah Dah wohnte anfangs auch in einem Flüchtlingscamp, in Umpiem Mai. Das Leben dort gleicht dem in einer Kleinstadt, einer fast idyllischen noch dazu. In Umpiem Mai ziehen sich die Hütten einen relativ kargen Dschungelberg hinauf. Mehr als 18.000 Menschen leben hier. Kinderlachen und das geschäftige Geplapper von Frauen klingt über die Bambusdächer hinweg. Ein paar junge Männer spielen Chinlone, ein traditionelles burmesisches Ballspiel. „Wer weiter unten wohnt, hat Glück: Dort gibt es fließendes Wasser", sagt Pah Dah und grinst. Strom gibt es nicht – und das ganze Gelände ist mit Stacheldraht umzäunt.

Denn eigentlich gleicht das Leben hier vor allem dem in einem Vogelkäfig: Die Flüchtlinge dürfen das Camp offiziell nicht verlassen, dürfen nicht außerhalb arbeiten, haben wenig bis nichts zu tun. „Unsere Freiheit ist, dass wir tun können, was wir wollen – innerhalb der Campzäune", erklärt Pah Dah. Manchmal blieben sie den ganzen Tag zuhause, an anderen Tagen besuchten sie Freunde oder schlenderten einfach so durchs Camp. Sonntags geht Pah Dah in die Kirche.

Der UNHCR berichtet, dass die unendliche Langeweile der Flüchtlinge und die Klausur im Camp der perfekte Nährboden ist für Drogenabhängigkeit und Alkoholismus, ebenso wie kriminelle Gewalttaten. „Man muss Spaß finden in all dieser Langeweile", sagt Pah Dah dazu. Manche Jugendliche fänden das eben in Drogen. „Ich würde aber nicht sagen, dass das ein großes Problem ist. Es kommt eben auf die Persönlichkeit an – ich zum Beispiel mache es nicht." Nur gelegentlich würde er mit Freunden etwas trinken.

Zuständig für die Camps sind hauptsächlich die Mitarbeiter des Thailändisch-Burmesischen Grenzkonsortiums (TBBC). Sie verteilen auch monat-

liche Essensrationen an jeden Haushalt: Als Erwachsener bekommt man pro Monat genau 13,5 Kilo Reis, ein viertel Kilo Mehl, ein dreiviertel Kilo Fischpaste, 150 Gramm Salz und 125 Gramm Zucker sowie ein Kilo Bohnen und 0,8 Liter Öl. Der Mindestbedarf an Energie laut UNHCR und World Food Bank liegt bei 2.100 Kilokalorien. Bis vor ein paar Jahren deckten die TBBC-Rationen 2.102 Kilokalorien ab, seit 2010 liegt der Wert nur noch bei 1.900 Kilokalorien.

„Aufgrund der Finanzkrise sind unsere Mittel geringer geworden, aber auch weil eine gewisse Spendenmüdigkeit eingesetzt hat. Gleichzeitig steigen die Kosten. Deshalb mussten wir die Rationen kürzen, einige Luxusgüter streichen", sagt Duncan McArthur vom TBBC. Luxusgüter, dazu gehört zum Beispiel Seife. Auch getrocknete Chillies sind nicht mehr in den Essensrationen enthalten. Für 2012 stehen wohl noch weitere Kürzungen an, denn die Flut in Thailand im Herbst 2011 wird die Preise etwa für Reis in die Höhe treiben. Weniger Geld – weniger Hilfe.

Auch andere Organisationen berichten von solchen finanziellen Schwierigkeiten. Viele befürchten, dass mit einer Öffnung des Landes, mehr Geld im Landesinneren investiert wird und damit in der Grenzregion wegfällt.

6. Suche nach einem besseren Leben

„Ich bin hier nicht glücklich. Dies ist nicht mein Land, nicht meine Heimat. Wir haben hier keine Rechte", sagt Florence, die Frau, die ihr Leben im Krieg verbracht hat. Neben ihr auf dem geflochtenen Boden liegt ihre Enkeltochter. Ihr möchte sie eines Tages Kawthoolei zeigen. Für sie hofft sie auf eine bessere Zukunft. Ein besseres Leben. Anders als Florence hoffen manche allerdings, dieses Leben in Thailand zu finden. Saw Aung etwa. Oder Htay Oo. Oder die vielen Namenlosen auf der Mülldeponie von Mae Sot.

6.1 Aufwachsen

In eleganten Hügeln liegt das Ufer des Sees da, ruhig, ansprechend. Doch bei näherem Hinsehen trügt das Idyll: Es ist eine Berglandschaft aus Müll. Plastiktüten, Klopapier, Flaschen, Essensreste. Das ständige Brummen des Müllbaggers übertönt alles, sogar das andauernde Summen der Millionen Fliegen. Die Insekten landen überall – auf den ausgesonderten Konservendosen, in den Schlammlöchern, auf den Gesichtern der Kinder.

Die tauchen als regelrechte Rasselbande auf: verklebte Wimpern, zerrissene T-Shirts, schwarzfleckige Hände und Füße, aber herzallerliebst und

sehr aufgeweckt. „Dort drüben bin ich geboren“, erzählt ein fünfjähriger Junge und zeigt auf einen Unterstand. Vier Pfeiler, dazwischen eine hölzerne Plattform und darüber ein Dach aus Plastikplanen. Unter einem Mückennetz schläft ein Baby. Rundherum türmen sich die Müllberge auf. Mehr als 30 Familien leben hier auf der Mülldeponie von Mae Sot.

Die Erwachsenen durchforsten die Abfälle nach Brauchbarkeiten. Gut sind Plastik und Blech. „Für ein Kilo Plastik bekommt man ein bis zwei Baht“, erklärt eine Frau, während sie sich leise summend Zentimeter für Zentimeter durch die Abfälle harkt. Umgerechnet sind das etwa zwei bis fünf Cent. Für Blech gibt es sogar fast acht Cent. „Aber die Preise fallen seit Jahren.“ Seit mehr als sechs Jahren lebt sie schon im Müll der Grenzstadt; und mit ihr ihre sieben Kinder. Ihr Mann ist nach Bangkok gezogen, um dort Arbeit zu finden. Die älteren Söhne und Töchter helfen ihr bei der Arbeit, die jüngeren gehen in die nahe gelegene Schule. Die wurde eingerichtet von einer NGO. Ein kleiner Lichtblick, ein Hauch einer Perspektive.

„Uns geht es hier immer noch besser als Zuhause in Burma“, sagt ein alter Mann. Er lebt seit fast 15 Jahren auf der Mülldeponie. Hier wird er nicht verfolgt – von gelegentlichen Razzien der Polizei einmal abgesehen, er wird nicht gefoltert und ein bisschen Geld verdient er außerdem. Der Alte wollte deshalb bleiben, selbst als eine Hilfsorganisation ihm eine Alternative bot: Ganz in der Nähe wurde ein „Relocation Camp“ eingerichtet. Fünf Familien zogen dorthin. Jetzt bestellen sie die umliegenden Felder und verkaufen anschließend den Mais. Ihre Hütten sind nicht viel stabiler als die Unterstände auf der Deponie, aber immerhin ist es sauber und fliegenfrei.

Zwei der fünf Familien mussten das Camp allerdings schon wieder verlassen: Es gab Probleme mit Alkohol und Streit mit den anderen Bewohnern. „Die Leute, die von der Mülldeponie kommen, haben oft ein kleines, psychisches Problem“, erklärt eine Mitarbeiterin der italienischen Hilfsorganisation, die das Camp betreut. Mit den anderen klappt es gut; sie durften bleiben. In der Mittagspause kehren die Männer vom Feld zurück: die Stoffhüte mit der breiten Krempe tief ins Gesicht gezogen, an den Füßen übergroße, dunkle Gummistiefel. Auf einen umgefallenen Baumstamm lassen sie sich fallen. Über dem Feuer köchelt ein Topf Suppe. In einem der Unterstände stecken drei Jungs die Köpfe zusammen und tuscheln, neugierig beäugen sie die Besucher. Alltagsleben. Ruhe. Frieden. Ein Baby wurde hier auch schon geboren, im Sommer 2011.

Dem kleinen Mädchen ist eine bessere Zukunft zwar nicht garantiert, aber seine Chancen stehen gut. So, wie die von Monday. Seine Geschichte wirkt wie die aus einem Märchenbuch: Als der Junge nur wenige Tage alt war, wurde er ausgesetzt, mitten auf einem Feld in der prallen Sonne. Er weinte

und schrie – so laut, dass ein thailändischer Mönch, der zufällig des Weges kam, ihn hörte. Er nahm Monday mit und brachte ihn zu einem burmesischen Paar. Die zwei hatten schon häufiger Flüchtlingskinder aufgenommen. Monday weinte Tag und Nacht und Tag und Nacht und Tag und Nacht. Seine neuen Eltern und die anderen Kinder kümmerten sich rührend um ihn. Eines Tages hörte er auf zu weinen.

Das Happy End? Heute ist Monday ein fröhlicher kleiner Junge, manchmal noch etwas verschlossen, oft aber auch ein echter kleiner Rabauke. Gemeinsam mit inzwischen fast 30 anderen Kindern lebt er in einem Heim in der Nähe von Mae Sot. Das burmesische Paar, das ihn damals aufnahm, leitet das Heim, unterstützt von westlichen, privaten Geldgebern.

Es gibt einen Spielplatz, einen Klassenraum, ein paar Spielsachen. Jungen und Mädchen schlafen getrennt, wenn auch zu mehreren in einem Bett. „Am Anfang wollten sie nicht in richtigen Betten schlafen, weil sie es gewohnt waren, ganz dicht beieinander auf dem Boden zu liegen“, sagt Jennifer, die das Kinderheim finanziell und organisatorisch unterstützt. „Jetzt haben wir die Betten einfach zu einem Lager aneinander geschoben.“ Die Kinder bekommen täglich eine warme Mahlzeit. Einmal im Jahr gibt es einen Ausflug, etwa ins Schwimmbad, und ein Sommerfest mit Clowns und Zauberern. Und das Wichtigste, was Jennifer immer wieder betont: „Hier sind die Kinder sicher vor Missbrauch.“

Auch in anderen Orten im Grenzgebiet gibt es Organisationen und Einrichtungen, die Kindern das Leben und Lernen erleichtern wollen. Das Free Bird Café zum Beispiel in Chiang Mai bietet Abendkurse in Thailändisch, Englisch und Kunst für burmesische Flüchtlingskinder an. „Viele Kinder arbeiten, um ihre Familie zu unterstützen. Sie verkaufen beispielsweise Essen am Straßenrand bis um zwei Uhr morgens – da können sie nicht um sieben in der Schule sitzen“, sagt Free Bird Café-Gründerin Lisa Nesser. Andere werden an den öffentlichen Schulen gar nicht zugelassen, etwa weil sie keine Geburtsurkunde vorlegen können. Doch Nesser geht es nicht nur um die jungen Schüler: Zusätzlich zum Unterricht für Kinder schickt sie Freiwillige auf die Baustellen der Stadt, um dort am Abend zu unterrichten.

6.2 Arbeiten

Htay Oo lässt das Wasser über seine Schultern plätschern. Eiskalt ist es, aber eine Erfrischung nach dem langen Tag. Er schließt die Augen. Das Wasser prasselt gegen den Wellblechzaun. Zwei Meter von seiner Dusche entfernt brausen die Autos und Mopeds vorbei, hupend, die Scheinwerfer blitzen, das Licht wirft seinen Schatten immer wieder an die benachbarte Hauswand.

Htay Oo ist burmesischer Arbeitsmigrant, im Moment beschäftigt auf einer Baustelle in Chiang Mai. Hier arbeitet er nicht nur, hier lebt er auch. Ein kleiner Verschlag aus Holz und Wellblech ohne große Privatsphäre. Ein paar Kleidungsstücke hängen zum Trocknen auf einer Leine. Htay Oo schiebt das Tuch beiseite, das den Eingang bedeckt. Dahinter schlafen er und die anderen Arbeiter. Es ist eng und stickig, doch der Tag war lang. Immerhin ist der Rohbau inzwischen fertig.

Geschätzt sind etwa zwei Millionen Arbeitsmigranten aus Burma in Thailand, drei viertel davon illegal. Wie „normale" illegale Flüchtlinge haben sie keinen rechtlichen Schutz und sind der Polizei und ihren Arbeitgebern regelrecht ausgeliefert. Burmesen in Thailand arbeiten hauptsächlich in der Landwirtschaft, im Baugewerbe und in „sweat shops", wo sie Kleidung oder Keramik herstellen. Frauen finden häufig eine Anstellung als Hausmädchen. Viele Männer heuerten auch auf Fischerbooten an, sagt Claudia Natali von der Internationalen Organisation für Migration (IOM) in Bangkok: „Sie gelten als die Verletzlichsten, weil sie sehr einfach ausgebeutet werden können, schließlich befinden sie sich oft auf internationalen Gewässern. Das verkompliziert die Dinge." Die Seemänner arbeiteten 20 Stunden täglich, wochenlang, für einen Hungerlohn. Mitunter käme es zu körperlicher Misshandlung durch Schläge oder sexuellen Missbrauch. Die Bezahlung sei mies: In Thailand gibt es zwar einen gesetzlichen Mindestlohn – Arbeitsmigranten bekommen aber oft gerade einmal die Hälfte davon. Auch wer während der Arbeit einen Unfall hat, ist selten versichert oder erhält Unterstützung vom Arbeitgeber. „Manche Arbeiter begehen dann schließlich Selbstmord. Es sind eben Menschen und irgendwann können sie es einfach nicht mehr ertragen", so Natali.

Menschenhandel und Prostitution sind weitere Probleme. In Chiang Mai und Mae Sot allein gibt es Dutzende Bordelle. Menschenrechtler fürchten, dass dort Frauen und Kinder als Sexsklaven gehalten werden. Überraschen würde das nicht, gerade Kinder sind dem Leben im Grenzgebiet schutzlos ausgeliefert. Ein Beispiel sind die so genannten „Brückenkinder" von Mae Sot. „Die thailändische Polizei befasst sich nicht mit kleinen Kindern. Also schicken Eltern ihren Nachwuchs über die Grenze", sagt Dr. Aung Myint von der Mae Tao Clinic. „Hier sollen sie dann Geld verdienen und ihre ganze Familie ernähren." Manche verschwinden dann plötzlich, verschleppt von Menschenhändlern. Einige tauchten zum Beispiel in Bangkok oder der thailändischen Sextourismushochburg Pattaya wieder auf, wo sie betteln oder arbeiten sollten – wobei ihr Lohn natürlich nicht mehr an die Familie ging, sagt Claudia Natali.

Der Traum von einer besseren Zukunft? Vorbei.

6.3 Lernen

„Ich bin hier her gekommen, weil ich hier meine Ausbildung fortsetzen wollte“, sagt Saw Aung, der 23-Jährige mit dem Thai-Style-Haarschnitt. Das burmesische Bildungssystem ist nicht sehr gut ausgebaut. Nach Angaben der Regierung lag die Alphabetisierungsrate 2005 zwar bei 85 Prozent – jedoch denken viele Experten, dass das eher unwahrscheinlich ist, denn nur wenige Kinder besuchen (weiterführende) Schulen. Es sind die üblichen Gründe: zu teuer, die Eltern brauchen ihre Kinder zum Geld verdienen etc. Der beste Ort, um eine umfassende Schulbildung zu bekommen, ist also Thailand.

Seit zwei Jahren teilt sich Saw Aung jetzt ein Haus mit seinen Klassenkameraden, zu sechst bewohnen sie ein Zimmer. Die Schule liegt gleich nebenan: ein unscheinbarer Bau mit drei Klassenzimmern, einer Küche und einem Lehrerzimmer. Viele westliche Freiwillige unterrichten hier, einige haben gerade selbst erst in ihren Heimatländern den Schulabschluss gemacht. Neben dem Schulgebäude liegen ein Garten und ein kleiner Schuppen. Darin züchten die Schüler Pilze und verkaufen sie in der Umgebung. „Ich möchte gerne 3D-Designer werden, vielleicht auch Architekt“, sagt Saw Aung. Möglich ist das.

Für Jugendliche in Flüchtlingscamps ist die Situation dagegen schwieriger – auch wenn es auf dem Papier nicht so aussieht. 1997 führten verschiedene Hilfsorganisationen in Thailand in den Camps das „Karen Bildungsprojekt“ ein: Seitdem gibt es mehr als 60 Schulen. Wer sie besucht, kann auf dem Weg zum Abitur vier Sprachen lernen (Englisch, Karen, Burmesisch, Thailändisch) und die lehrplanüblichen Fächer wie Mathematik, Geografie, Biologie oder Sozialkunde belegen. Zusätzlich gibt es Ausbildungsklassen für eher handwerkliche Berufe, zum Beispiel Schmied, Seifenmacher, Bäcker oder Ziegenzüchter, genauso wie Kurse zu Gesundheitsthemen und Kunst. Finanziert werden die Schulen von der US-Entwicklungsbehörde und anderen Einrichtungen wie Kirchen, Hilfsorganisationen und privaten Spendern – noch.

Wegen der Finanzkrise kommen auch hier weniger Spenden an. Hinzu kommt: Die in den Flüchtlingscamps erworbenen Abschlüsse sind in der Praxis oft wertlos, weil sie nirgendwo anerkannt werden und die Flüchtlinge ohnehin nicht arbeiten dürfen. Eigentlich gebe es für Flüchtlinge nur drei Möglichkeiten Geld zu verdienen, sagt Duncan McArthur vom TBBC: „Sie können illegal als Tagelöhner außerhalb der Camps anheuern oder sie bekommen von Verwandten, die im Ausland leben, Geld geschickt.“ Oder, was die meisten machten: Sie könnten für NGOs arbeiten, als Lehrer oder in der Verwaltung. Auch zum Beispiel die Mae Tao Clinic beschäftigt Personal, das in den Camps ausgebildet wurde. Doch dabei entstehen mitunter weitere Probleme, denn früher oder später sehnen sich viele nach anderen Optionen, neuen Möglichkeiten.

6.4 Weiterwandern

Pah Dah zum Beispiel reicht es nicht mehr. Er hat sich in Umpiem Mai aus- und weiterbilden lassen. Seit ein paar Jahren engagiert er sich in einer Karen-Hilfsorganisation, besucht Workshops, leitet andere Flüchtlinge an. Doch inzwischen wünscht er sich eine richtige Zukunft mit Langfristperspektive: „Manchmal wird man dieses Lebens einfach müde. Nicht zu wissen, wie die Zukunft aussieht, wann wir zurückkönnen, wie lange wir hier noch aushalten müssen. Manchmal möchte man einfach was anderes sehen, was anderes fühlen." An der linken Hand trägt Pah Dah einen dünnen, goldenen Ring: Seine Frau hat er im Camp kennen gelernt; gemeinsam haben sie sich jetzt auf einen Platz im Resettlement-Programm beworben: „Wir möchten gerne in die USA. Meine Schwester lebt schon dort, dann könnten wir hoffentlich in ihre Nähe ziehen – wenn wir schon nicht bei dem Rest der Familie sein können."

„Resettlement ist natürlich eine Lösung für den Einzelnen", sagt Duncan McArthur vom TBBC. „Insgesamt ist es aber ein Problem, weil die Flüchtlinge – eben weil der UNHCR sich weitgehend raushalten muss – vieles im Camp selbst organisieren." Qualifizierte Führungspersonen gingen durch das Weiterwanderungsprogramm verloren: der berüchtigte „Brain Drain". Im Flüchtlingscamp Tham Hin etwa, mussten alle 50 Lehrer ersetzt werden, nachdem sie weiterwandern durften. Das International Rescue Committee, eine Hilfsorganisation für Flüchtlinge, hat schon 400 seiner Mitarbeiter durch das Resettlement Programm verloren – rund 80 Prozent der Mitarbeiter in den Camps, einige davon mit zehn Jahren Berufserfahrung. Auch die Mae Tao Clinic verlor rund 200 ihrer Mitarbeiter. Betroffen sind vor allem der Gesundheits-, Bildungs- und Verwaltungssektor.

Bislang wurden mehr als 50.000 Flüchtlinge umgesiedelt; nach Schätzungen der IOM werden 2012 weitere rund 10.000 die Camps verlassen. Etwa 80 Prozent von ihnen werden in die USA ziehen. „Amerika ist ja im Grunde genommen durch Flüchtlinge entstanden", sagt Hans Beckers von der IOM in Bangkok, „und von daher verstehen sich die Amerikaner als ein Land, was immer offen war und sein wird für Flüchtlinge." 70.000 Flüchtlinge nehmen die USA jährlich aus den verschiedenen Ländern auf – das größte Weiterwanderungsprogramm weltweit. Karen-Flüchtlingen stehen die USA auch deshalb so positiv gegenüber, weil es Christen sind. Zudem sind die Verbindungen zu amerikanischen NGOs und Glaubensgruppen sehr eng. Neben Amerika nehmen elf weitere Länder burmesische Flüchtlinge auf, allen voran Australien, Kanada und Finnland. Deutschland gehört nicht dazu. „Deutschland hat immer Kontingentflüchtlinge genommen", so Beckers. „Aber ein Weiterwanderungsprogramm gibt es nicht."

Der Resettlement-Prozess ist langwierig. Pah Dah hat seine Bewerbung für die USA bereits abgegeben: einen Stammbaum, einen kurzen Lebenslauf und die nötigen Formulare der US-Behörden. Das wird jetzt von den Amerikanern geprüft. Wird er angenommen, muss er zum Interview mit einem Vertreter des Department of Homeland Security, dem US-Ministerium für Innere Sicherheit. Sobald das Visum erteilt worden ist, kommt die IOM dazu: Sie untersucht Pah Dah medizinisch, unter anderem auf Tuberkulose, nicht aber auf Malaria. Außerdem lernt er, in speziellen Sprach- und Kulturkursen, wie es ist Amerikaner zu sein: dass man sich zur Begrüßung die Hand gibt, dass Amerikaner gerne Fast Food essen, dass es gefährlich ist, einfach so eine Straße zu überqueren, dass Polizisten deine Freunde sind, aber auch die Philosophie, dass jeder seines Glückes Schmied ist. „Wir bringen Leuten außerdem bei, wie man sich im Flugzeug verhält", sagt Beckers. „Es gab auch mal einen Fall, wo die Mutter das Kleinkind zum Pipi machen einfach in den Gang gehalten hat; eben so wie sie es im Flüchtlingslager auch immer getan hat."

Bis zum Abflug vergehen meist vier bis sechs Monate. Dann werden Pah Dah und seine Frau im Bus nach Bangkok gebracht, können sich vielleicht nochmals kurz in einem Hotel ausruhen, duschen und umziehen – und dann geht es los in ihr neues Leben. „Die Adaption an die neue Kultur ist trotz der Kurse immer ein Problem", sagt Hans Beckers. Pah Dah weiß, dass sein neues Leben nicht einfach wird. Trotzdem ist er gespannt darauf: „Wir hoffen, dass wir uns dort anders fühlen. Hier reicht es uns jetzt."

Allerdings: Der Neustart ist vorbelastet. Etwa 1.000 US-Dollar kostet das Programm pro Person; bezahlt wird es von den Ländern, die die Flüchtlinge aufnehmen. Einige holen sich das Geld jedoch zurück: Die USA fordern die Kosten für den Flug ein, Kanada den Komplettpreis bis zu einem bestimmten Höchstbetrag. Pah Dah muss schnell Arbeit finden, wenn er in den USA angekommen ist.

7. Auf gute Nachbarschaftsbeziehungen

Thailand, das Gastland der Flüchtlinge, nimmt bei all dem eine recht zwiespältige Rolle ein. Historisch gesehen haben Thailänder und Burmesen kein gutes Verhältnis – das geht zurück bis ins 16. Jahrhundert, zum burmesischen König Bayinnaung, einem rücksichtslosen Eroberer. Auf dem Höhepunkt seiner Macht reichte das burmesische Reich von Teilen des heutigen Nordost-Indiens über Thailand und Laos hinweg bis zu den Grenzen von Kambodscha und Vietnam.

Zunächst war das Missverhältnis ein Vorteil für die Karen; schließlich waren sie wie die Thailänder Gegner der ethnischen Burmesen. Insbesondere

seit den 1980er Jahren ließen sich burmesische Flüchtlinge auch deshalb entlang der Grenze nieder, bildeten kleine Siedlungen. Wenn sie auch am unteren Rand der Gesellschaft lebten, so waren sie in diesen Camps doch zumindest sicher – bis 1997. Damals marschierten im Schutz der Nacht burmesische Soldaten in das Camp Huay Kaloke und brannten es komplett nieder. Was zuvor von hunderten Flüchtlingen bewohnt wurde, glich hinterher einer Aschewüste. Ein gutes Jahr später kamen die Soldaten zurück und brannten die frisch aufgebaute Siedlung erneut nieder. Zahlreiche Menschen starben.

Und die thailändischen Behörden unternahmen nichts, weder beim ersten Angriff, noch beim zweiten. Die offiziellen Bewacher am Eingang des Camps sahen tatenlos zu. „Es geht denen ja weniger darum, Gefahren vom Camp abzuwehren, sondern die Flüchtlinge drinnen zu halten – oder eben Schmiergelder zu bekommen von denen, die außerhalb arbeiten wollten oder aus anderen Gründen raus mussten“, sagt ein Campbewohner.

Auch Moon Lay hat keine guten Erinnerungen an die thailändischen Soldaten. Als sie 2010 über die „Brücke der Freundschaft“ nach Thailand flüchten wollte, stellte sich ihr und den anderen ein Grenzsoldat in den Weg und verweigerte ihnen den Zutritt auf die sichere andere Seite: „Er hielt uns mitten auf der Brücke fest, wie Büffel waren wir dort eingesperrt“, erzählt Moon Lay. „Die ganze Zeit fielen hinter uns Schüsse. Meine Mädchen weinten, ich weinte. Es war drückend heiß. Bis zum Nachmittag mussten wir warten, erst dann haben sie uns rein gelassen.“

Trotzdem sagt Duncan McArthur vom TBBC: „Thailand hat zwar nicht die Flüchtlingskonvention unterschrieben, aber sie haben sicher mehr für Flüchtlinge gemacht, als viele andere Länder.“ Es gebe zwar Fälle von Zwangsrückkehr und die Unglücke in Huay Kaloke und anderen Camps, aber „insgesamt hat Thailand sich fair verhalten: Die Regierung hat nicht zehntausende Menschen zur Rückkehr gezwungen – obwohl Millionen Flüchtlinge in den vergangenen Jahrzehnten ins Land gekommen sind.“ Nach den Angriffen auf die Flüchtlingslager bat Thailand schließlich den UNHCR um Hilfe. In den vergangenen zehn Jahren gab es keine derartigen Übergriffe mehr. „Man könnte also in beide Richtungen argumentieren: Die Verteidigung der thailändischen Souveränität durch die Armee war nur schwach. Aber die Regierung hat daraus gelernt“, so McArthur.

Dennoch sei bitter notwendig, dass die offizielle Registrierung von Flüchtlingen wieder aufgenommen werde. Doch wann das soweit ist, sei unklar – auch die genauen Gründe für den Stopp liegen im Dunkeln. Der Zeitpunkt, seitdem keine neuen Flüchtlinge registriert wurden, lässt jedoch einen Zusammenhang vermuten: Im selben Jahr begann das Resettlement-Programm. „Die thailändische Regierung hatte immer Sorge, dass das Programm weitere Flüchtlinge anzieht“, so McArthur. Zugelassen

dazu werden jedoch nur offiziell registrierte Flüchtlinge – die gibt es aber nicht mehr.

Immerhin ist seit Anfang Dezember die „Brücke der Freundschaft“ und damit der Grenzübergang zwischen Mae Sot und Myawaddy wieder geöffnet. Beide Länder hatten ihn nach den umstrittenen Wahlen in Burma 2010 abgeriegelt. Wer dennoch einreisen wollte, musste ein paar Kilometer flussauf- oder abwärtsfahren. Hier blüht der kleine Grenzverkehr: Dutzende Langboote, Motorboote und Paddelboote überqueren den Fluss. Passagiere können durch ein richtiges Einstiegshäuschen aus Holz über mehrere Stufen an Bord gehen. Für umgerechnet 50 Eurocent pro Person nimmt der Kapitän Reisende mit. Tagsüber sind meist alle Plätze besetzt. Wer das Geld nicht hat, watet durch das schmutzig-braune Wasser des Moei-Flusses.

Es gibt kleine Kioske mit Süßigkeiten und Getränken, Garküchen und sogar einen Frachthafen. Dort hieven junge, durchtrainierte Männer Säcke voller Reis vom Laster. Über eine betonierte Rutsche gelangen die dann direkt aufs Schiff. Das thailändische Chang-Bier wird gleich kisten- und booteweise nach Burma geschafft. Die Thai-Polizei taucht hier selten auf. Nur auf dem Weg in die Stadt passieren die blauen, voll besetzten Songthaew-Taxis mehrere Checkpoints. An manchen Tag sind sie verwaist, denn das wissen die Fahrer: Schieben die Polizisten dort Dienst, müssen sie Schleichwege nutzen oder die Migranten müssen sich gleich zu Fuß auf den Weg an ihr Ziel machen.

Zuckerbrot und Peitsche, Akzeptanz und Ignoranz – die Gründe für Thailands teils schizophren wirkendes Verhalten sind im Netz aus Abhängigkeiten zwischen den beiden Staaten zu finden und stark wirtschaftlich motiviert: Es gibt zahlreiche Handelsabkommen zwischen beiden Staaten. Die 1997 eröffnete „Brücke der Freundschaft“ über den Moei-Fluss wurde von der thailändischen Regierung bezahlt und erbaut. In Bangkok wird gemunkelt, dass auch die Grenzsoldaten beider Länder selbst eng zusammenarbeiten. Und: „Thailand hängt derzeit stark von Ressourcen in Burma ab, vor allem vom Erdgas“, sagt Rainer Einzenberger von der Heinrich Böll-Stiftung in Bangkok. So bezieht Thailand fast 30 Prozent seines Bedarfs an Erdgas aus Burma. „Andererseits sind die Milliarden Dollar an Devisen für Burma von großer Bedeutung und waren auch für das Überleben des Regimes wichtig“, fährt Einzenberger fort.

Die thailändische Bevölkerung steht den Burmesen in ihrem Land eher ablehnend gegenüber, sofern sie überhaupt von deren Schicksal weiß. „Ah, die Burmesen. Sie nehmen uns die Arbeit weg“, sagte ein Thailänder in Chiang Mai zu mir. „Und wenn sie keine Arbeit mehr haben, werden sie kriminell.“ Andere Thais waren weniger deutlich in ihrer Wortwahl; wieder andere schlichtweg desinteressiert. „Diese Leute verbreiten nur Krankheiten, sie

begehen Verbrechen, wir brauchen sie nur, damit jemand unsere gefährliche Drecksarbeit erledigt – diese Ansichten sind leider weit verbreitet", zitiert Claudia Natali von der IOM die Ergebnisse einer Studie. Nur wer persönlich mit burmesischen Migranten zu tun hätte, würde die Dinge anders sehen.

Die jüngsten Entwicklungen haben aber auch im thailändisch-burmesischen Verhältnis Spuren hinterlassen: Im burmesischen Dawei sollte ein thailändischer Tiefseehafen mit angegliedertem Industriekomplex gebaut werden, mit direkter Verbindung nach Bangkok. Medienberichten zufolge war die Anlage ganze 16 Mal so groß geplant, wie der bisher größte thailändische Hafen. Zwischenzeitlich hatte die burmesische Regierung das Projekt vorerst gestoppt. Es hätte sich herausgestellt, dass der Hafen die Umwelt zu sehr belaste, sagte Energieminister Khin Maung Soe. Auslöser wären Zeitungsartikel zu dem Thema gewesen. Schon das chinesische Myitsone-Dammprojekt war gestoppt worden, weil es „gegen den Willen der Bevölkerung" gewesen wäre, so sagte es Präsident Thein Sein damals. Zwei Entscheidungen, die gegen die Nachbarländer zielen – aber zu Rainer Einzenbergers Prognose passen: „Die Zivilgesellschaft in Burma, vor allem im Umweltbereich, erstarkt gerade. Da ist viel Potential."

8. Reform von oben

In Thailand ist es vielleicht die schönste Stunde eines jeden Tages: Die Sonne ist fast untergegangen. Es wird abenddunkel, ist nicht mehr so drückend heiß, aber die Mücken halten sich noch versteckt. Bo Bo und sein Kumpel WJ sitzen an einem steinernen Gartentisch vor ihrem Haus, eine halbe Stunde Fahrt von Mae Sot entfernt. Die Mauer ist mit Graffiti besprüht. „Freedom" steht dort und gleich daneben das Logo ihrer Gruppe: „Generation Wave", eine rote Faust mit gehobenem Daumen.

Am Boden liegen lang gestreckt Bong Bong und Ash, die beiden Wachhunde. WJ stimmt langsam seine Gitarre, dann fängt er an zu spielen. Er und Bo Bo haben die Augen geschlossen, ihre Gesichter sind erleuchtet vom Licht des Laptops auf dem Tisch vor ihnen. Ab und zu blinzelt einer auf den Monitor, um sich die nächste Textzeile wieder in Erinnerung zu rufen.

Ihre Musik ist sanft und sehnsüchtig – aber inhaltlich doch voller Zorn. In ihren Liedern geht es um Widerstand gegen das Militärregime, um Menschenrechtsverletzungen und Ungerechtigkeiten. Sie haben den Krieg nicht erlebt, so wie Pah Dah oder Moon Lay, wie Florence oder die Patienten der Mae Tao Clinic. Bo Bo, der sich nach einer Cartoon-Figur benannt hat, ist in Rangoon, der alten Hauptstadt Burmas, aufgewachsen. Er ist politischer Flüchtling des alten Militär-Regimes.

Bei Generation Wave hat er sein oppositionelles Zuhause gefunden. Es ist eine Bewegung der Jugend; Bo Bo gehört zu den Älteren der Truppe. Schon früher diskutierte er mit seinen Freunden über Politik und startete kleine Kampagnen gegen das Regime – bis es nach der Niederschlagung des Mönchsaufstandes von 2007 zu gefährlich wurde.

„Eines Tages kam die Polizei ins Haus meiner Eltern. Ich war zum Glück nicht zuhause", erzählt er. „Als ich wieder kam, sagte mein Vater, ich müsste gehen, mich in Sicherheit bringen." Andere Mitglieder von Generation Wave wurden gefasst und sitzen jetzt im berüchtigten Insein-Gefängnis oder abgelegen, fern von Freunden und Familie, im Gefängnis von Myitkyina im Norden Burmas.

Bo Bo und seine Freunde leben jetzt als politische Flüchtlinge im Exil. Von hier aus organisieren sie weiterhin den Widerstand. Einige Mitglieder der Gruppe sind noch immer in Burma: Sie setzen dann die Pläne in die Tat um. Es sind meist nur kleine Aktionen – hier mal ein Plakat aufhängen, dort CDs mit politischen Liedern verteilen – aber eben auch kleine Erfolge. Den Rebell sieht man Bo Bo auch äußerlich an: Die Fingernägel sind schwarz lackiert, die Frisur modern geschnitten und etwas länger, als es Thailänder oder Burmesen üblicherweise tragen.

Die jüngsten Reformen in Burma stimmen Bo Bo zwar optimistisch, doch er bleibt vorsichtig: „Die Generäle machen das, weil sie etwas wollen: dass die Sanktionen aufgehoben werden", sagt er. „Aber eigentlich wollen sie nur ihre Macht behalten und das Volk ruhig stellen." Die Generäle hätten eben nur ihre Uniform ausgezogen – wirklicher Wandel sei das aber nicht.

8.1 Ernsthaftigkeit

Es sind die Fragen, die viele Einheimische, Analysten, Journalisten und Beobachter umtreiben: Was ist zu halten von den Reformen in Burma? Ist der Wandel echt und ernsthaft – oder täuscht Präsident Thein Sein die ganze Welt?

Je näher ich dem Land kam, desto optimistischer beantworteten meine Gesprächspartner die Fragen. Burma-Experten in Deutschland waren noch sehr zurückhaltend. Sie kritisierten teils die Regierung stark und verurteilten deren Vorgehen als scheinheilig.

In Thailand dann sagte Rainer Einzenberger von der Heinrich Böll-Stiftung: „Allein dass der Dialog zwischen dem Präsidenten und Aung San Suu Kyi so offen verlaufen ist – und es scheint da auch eine persönliche Ebene zu geben – das macht Hoffnung." Über die Gründe für den Gesinnungswandel konnte er nur spekulieren: Vielleicht sei es der Versuch, dem

Schicksal, wie es andere Herrscher während des Arabischen Frühlings in Nordafrika erlebt haben, zu entgehen. Auch Duncan McArthur vom Thailändisch-Burmesischen Grenzkonsortium sah die Entwicklungen positiv: „Es ist eine große Chance, die wir nutzen sollten. Die meisten Reformen bisher waren demokratisch."

Doch bei beiden Experten schwang noch leichte Vorsicht mit: Man müsse unterscheiden zwischen den Veränderungen im Zentralstaat und in den Gebieten der ethnischen Minderheiten, meinte Einzenberger: „Daran sollte man die Regierung messen, ob es ihr gelingt, dieses Problem zu lösen." Es werde noch eine Weile dauern, bis sich die Geisteshaltung der regierenden Burmesen ändert: „Wer in militärischen Strukturen groß geworden ist, kann dieses Denken nicht so einfach ablegen." Auch McArthur warnte: „Solange wir nicht das größere Problem der ethnischen Konflikte lösen, wird es keine nationale Versöhnung geben." Und nach Ansicht der Sprecherin der Free Burma Rangers seien auf diesem Gebiet die Verbesserungen bislang sehr dürftig: „Die Zahl der Angriffe in den Gebieten ethnischer Minderheiten ist nach den Wahlen 2010 sogar gestiegen. Zahlreiche Waffenstillstandsabkommen wurden gebrochen." Die Armee mache eben immer noch ihr eigenes Ding, sei dezentral organisiert, fügte sie hinzu: „Die Offiziere in den Kampfgebieten kriegen zwar Anordnungen von oben – können diese aber in ihrer eigenen Geschwindigkeit umsetzen."

Trotzdem ist Burma von der Internationalen Gemeinschaft in den jüngsten Monaten verhätschelt und begehrt worden. Es scheint als kehre der verlorene Sohn, ganz wie in der Bibel, in den Schoss der weltweiten Familie zurück. Politiker, Journalisten und Wirtschaftsvertreter stürmen das Land geradezu und staunen, was dort inzwischen möglich ist. Denn auch im Land ist die Stimmung vor allem eins: optimistisch.

8.2 Lady-ismus

Bei einem Abstecher über die Grenze konnte ich mit Journalisten, Künstlern und einfachen Bürgern sprechen. Auf der thailändischen wie auf der burmesischen Seite hat mich kaum eine Burmesin so beständig begleitet wie sie: Oppositionsikone Aung San Suu Kyi. Oft auch dabei: ihr Vater, der burmesische Revolutionsheld Aung San, der das Land in die Unabhängigkeit führte. Aung San Suu Kyi prangt auf T-Shirts, Postern, Aufklebern, Buchtiteln, taucht auf in hoffnungsvollen Sätzen meiner Gesprächspartner, in den Liedern von Generation Change und in Gedichten burmesischer Poeten, wie in „A White Architect of Light" des Künstlers Nyein Way:

8.8.88: She came back from the land of democrative destiny and dissolved into the chaotic void.
Fighting for the freedom of reality
Building the light house in the darkest hours of life
Fixing up the spiritual essence through the existential nothingness in the valueless zone

Layers by layers, realities of life theatre are turned into distilled light out of trapped reflections

Mother of modern Myanmar honoured by consciencious tree of life
Curving away all the unnecessary parts
Curving away all the necessary parts
Communication revolution of the 21 st century
Aung San Su Kyi, The White Architect Of Light
Light's shadow is light
Light's shadow is light
Light's shadow is light

(…)

Die Menschen strahlen, wenn sie von „der Lady", wie sie lange nur bezeichnet werden durfte, sprechen – auch wenn manche sich noch vorsichtig zurückhalten und die Stimme senken, sobald das Gespräch auf politische Themen kommt. Ganz so, als könnte jeden Moment ein Spitzel oder die Polizei mithören. „Wir haben das Poster der Lady erst vor kurzem aufgehängt", erzählt eine Barbesitzerin in der Tempelstadt Bagan und hält sich dann die Finger vor den Mund, bevor sie flüsternd weiter spricht. „Aung San Suu Kyi – wir lieben sie sehr."

Will man es so poetisch wie Nyein Way sehen, begann Aung San Suu Kyis Karriere als Leitfigur der Opposition am 8. August 1988 um 8:08 Uhr – dem Zeitpunkt, den burmesische Studentenführer als günstig erachtet hatten, um ihren großen Protesttag einzuläuten. Aung San Suu Kyi war erst kurz zuvor aus dem Ausland nach Burma zurückgekehrt, um ihre kranke Mutter zu pflegen. Als hätte das Schicksal es so gewollt. Während der Aufstände setzte sie sich gemeinsam mit anderen frei denkenden Politikern an die Spitze der Demokratiebewegung. Am 27. September 1988 gründet sie mit ihren Mitstreitern die National League for Democracy (NLD). Doch damals schlug das Militär die Aufstände blutig nieder: Die Übergriffe dauerten Tage an, hunderte Menschen starben oder wurden unter anderem im Insein-Gefängnis von Rangun eingesperrt.

Über die Lady selbst wurde seitdem – und gerade in den vergangenen Monaten – viel geschrieben. Wer das Weltgeschehen etwas verfolgt, weiß, dass sie 2010 aus dem Hausarrest entlassen und von ihren Anhängern mit Jubelstürmen in Freiheit empfangen wurde. 15 der vergangenen 21 Jahre hatte sie zu diesem Zeitpunkt eingesperrt verbracht. Selbst den Tod ihres britischen Ehemannes erlebte sie nur aus der Ferne. 1991 erhielt Aung San Suu Kyi den Friedensnobelpreis „für ihren gewaltfreien Kampf für Demokratie und Menschenrechte", so schrieb es das Komitee damals.

„Als wir zu ihr gesagt haben: ‚Die Reformen scheinen ernst gemeint' – da hat sie uns ‚naiv' genannt", erinnert sich Rainer Einzenberger von der Heinrich-Böll-Stiftung an ein Treffen mit der Lady und lächelt – denn auf den vermeintlich naiven Weg ließ sich Aung San Suu Kyi seitdem selbst ein. Sie führte Gespräche mit dem Präsidenten, die Regierung stellte ihr sogar ein Amt in Aussicht. „Aung San Suu Kyi hat gesagt: Ich kann mit diesem Präsidenten zusammenarbeiten", sagte Tin Oo, der Vizevorsitzende der National League for Democracy (NLD) im Januar 2012. „Deswegen werden wir weiter mit Thein Sein zusammenarbeiten in den Punkten, auf die wir uns verständigen können – zum Wohl aller Menschen in diesem Land."

Die Lady, zierlich mit fein definierten Gesichtszügen, denen man ihr Alter kaum ansieht, ist für die Burmesen zum Symbol für Demokratie und Freiheit geworden. Das sind auch die zentralen Ideen ihrer Politik: ein freiheitliches, demokratisches Burma – wobei die Ausgestaltung dieser Begriffe noch genauer festgelegt werden muss. Wichtig sind ihr auch die Freilassung aller politischen Gefangenen und die Einhaltung einer landesweiten Waffenruhe, vor allem mit ethnischen Minderheiten wie den Karen. Sie ist optimistisch, dass das gelingen wird, selbst wenn es noch ein weiter Weg ist.

8.3 Selbstabschaffung

Diese positive Stimmung hat auch die Medien erfasst: „Jede Woche ändert sich etwas – das gilt für die Medien wie für die Politik", sagt Zeya Thu, stellvertretender Chefredakteur von „The Voice". Seit sieben Jahren gibt es die Wochenzeitung – fünf Mal musste sie seitdem für mehrere Wochen ihre Publikation aussetzen, etwa wegen eines Berichts über die Lizenzierung von Hotels an lokale Geschäftsleute oder den Zwischenfall, als eine bekannte Schauspielerin einen Reporter schlug. „Im Moment wissen wir nicht mehr genau, was wir veröffentlichen dürfen und was nicht. Also probieren wir einfach alles aus." 17.000 Exemplare werden Woche für Woche vertrieben; damit gehört „The Voice" zu den führenden Zeitungen im Land.

Die Auflage von „The Voice“ habe sich in den vergangenen Monaten verdoppelt, sagt Zeya Thu: „Das ist aber nicht, weil wir plötzlich brillant geworden sind, sondern weil wir über Themen schreiben können, die vorher verboten waren.“

Auflage bringt vor allem Aung San Suu Kyi, die Lady, die Ikone der Demokratie, der Opposition. Als sie 2010 aus dem jahrelangen Hausarrest frei kam, druckte „The Voice“ ein ganzseitiges Foto. „Dafür haben sie uns zwei Wochen dicht gemacht“, erzählt Zeya Thu. Sieben anderen Publikationen ging es damals ähnlich. Fotos der Lady durften nicht auf die Titelseite – und nicht größer sein als acht mal 13 Zentimeter. Im April 2011 wurden die Fesseln gelockert: Die Medien dürfen seitdem weitgehend frei über Suu Kyi berichten – mit Fotos in beliebiger Größe. Allerdings: Wenn sie gemeinsam mit Ministern abgebildet ist, müssen diese in der Bildunterzeile noch immer zuerst genannt werden.

„In der Vergangenheit durfte man nicht einmal ihren richtigen Namen nennen, jetzt ist sie das Covergirl“, so Zeya Thu. „Die Regierung will das Vertrauen der Menschen gewinnen. Deshalb führt sie diese Veränderungen ein“, vermutet Saw Lin Aung. Er war jahrelang Chefredakteur von zwei Ranguner Wochenzeitungen. Also öffne sich die Regierung bei Themen, die die Menschen bewegen – so wie das Myitsone-Projekt zur Elektrizitätsgewinnung, sagt er. Auf chinesische Initiative hin sollte im Norden des Landes ein Damm in den Fluss Irrawaddy, der Lebensader des Landes, gebaut werden. 90 Prozent der Energie wären nach China geflossen; die Konstruktion übernahmen Chinesen. Die Lebensgrundlage vieler Burmesen entlang des Irrawaddy wäre durch den Bau des Damms jedoch zerstört worden.

Der Unmut der Bevölkerung äußerte sich erst leise, in geflüsterten Gesprächen in den Teestuben des Landes. Doch dann passierte ein kritischer Kommentar ungehindert die Zensoren und erschien in der renommierten Wochenzeitung „Eleven Weekly News“. Andere Blätter folgten. „Es war erstaunlich, wie umfangreich die Zeitungen über das Damm-Projekt berichten konnten“, sagt Stuart Deed, Wirtschaftsredakteur bei der „Myanmar Times“. Und wie die Politik darauf reagierte: Ende September verkündete Präsident Thein Sein überraschend den Projektstopp. Es sei „der Wille des Volkes“.

Glaubt man der Regierung, will sie sogar noch einen Schritt weiter gehen. „Die Pressezensur sollte abgeschafft werden“, sagte der Chef der Zensurbehörde im Oktober im Gespräch mit „Radio Free Asia“. Sie stehe nicht „im Einklang mit der Demokratie“. Der oberste Zensor diskutiert die Abschaffung seiner eigenen Behörde. Ein Scherz? Zynismus?

„Ich hab ihm das nicht geglaubt“, sagt der Journalist Saw Lin Aung und lacht herzlich. Doch er versuchte sein Glück, schrieb einen Text über Korruption in staatlichen Krankenhäusern – mit Erfolg: „Wir können solche Ar-

tikel jetzt veröffentlichen, auch über Armut und Kinderarbeit. Das ging früher nicht. Aber jetzt sagt die Regierung: Ja, das gibt es in unserem Land." Und Regierungsbeamte, die vorher nur ihren Vorgesetzten Rede und Antwort stehen mussten, sind seit neuestem auch für Journalisten ansprechbar: Ein Teil der Ministerien habe Pressesprecher eingestellt, erzählt Saw Lin Aung. „Wenn man jetzt etwas erfahren oder bestätigt haben möchte, ruft man einfach dort an."

Doch nicht alle trauen den neuen Möglichkeiten. „Manche Leute sagen: Aung San Suu Kyis Foto kann jetzt veröffentlicht werden, also haben wir Pressefreiheit", bemängelt Aung Zaw, Gründer des Exil-Nachrichtendienstes „The Irrawaddy" im nordthailändischen Chiang Mai. „Aber das sind nur winzige Schritte. Was ist mit den Menschenrechtsverletzungen, Vergewaltigungen und politischen Gefangenen? Darüber darf keiner schreiben."

Tatsächlich sind bestimmte Themen weiterhin tabu: Die Kämpfe zwischen Armee und Rebellen der ethnischen Minderheiten etwa und vor allem, was dabei passiert. Nahe der chinesischen Grenze vergewaltigten im Sommer 2011 mehrere Soldaten eine junge Frau. Für die burmesische Armee sind Menschenrechtsorganisationen zufolge solche Vergewaltigungen ein probates Mittel der Kriegsführung. In den nationalen Medien findet sich dazu jedoch kein Wort.

„Wir dürfen zum Beispiel nur den Kommentar des Ministers zu den Vorfällen veröffentlichen. Er sagt: In Kriegszeiten mache jeder Fehler. Es handele sich um die Verfehlungen Einzelner", erklärt Zeya Thu. „Auch direkte Kritik an der Regierung ist nicht gestattet. Wir können allerdings kommentieren: Dieses Gesetz ist gut, jenes Gesetz hat seine Schwächen", ergänzt Saw Lin Aung. Zu forsche, kritische Geschichten streichen die Zensoren weiterhin mit einem blutroten X. Gestorben, nicht veröffentlichen!

Eine Zeitung durfte etwa ein Foto von Suu Kyi nicht drucken. Die Zensoren fanden, dass es – zusammen mit der Überschrift – zu sehr den Eindruck erwecke, die Lady sei die politische Hoffnung Burmas. Auch ein Artikel zum Myitsone-Projekt nach dem Baustopp wurde verboten. Und noch immer sitzen etwa 20 Journalisten in burmesischen Gefängnissen. In derselben Woche, in der zahlreiche Internetseiten offiziell zugänglich gemacht wurden, verurteilte ein Gericht den Journalisten Sithu Zeya zu zehn zusätzlichen Jahren Haft. Reporter ohne Grenzen führt Burma in seiner aktuellen Rangliste zur weltweiten Pressefreiheit auf Platz 169 von 178; im Jahr zuvor war es sogar noch der fünftletzte Platz 174 gewesen, vor dem Iran, Turkmenistan, Nordkorea und Eritrea.

Vor allem in der Provinz weht weiterhin der altbekannte, kalte Wind: Journalisten berichten von Auseinandersetzungen – etwa als sie über die Folgen der verheerenden Flut im Herbst berichten wollten, bei der in Burma min-

destens 200 Menschen starben. Kameras seien beschlagnahmt, sie bei der Recherche behindert worden, heißt es.

Analysten gehen davon aus, dass die Medien künftig mehr und mehr auf „Selbstzensur“ setzen, wie sie etwa in Singapur praktiziert wird. Dort achten die Medien penibel darauf, nichts zu schreiben, was der Regierung missfallen könnte. „Wir gelten jetzt als die vierte Säule – aber wir sind noch nicht sehr stark“, sagt auch Zeya Thu. Vor allem die journalistische Ausbildung sei nicht ausreichend. Zwar bieten inzwischen immer mehr Organisationen, wie etwa die Deutsche Welle, Journalisten-Trainings an, aber die dauern oft nur wenige Wochen. Trotzdem: „Die Menschen in Myanmar sind hungrig nach Informationen“, erklärt die Journalistin Nwet Kay Khine von „The Voice“. Deswegen seien die Journalisten in einer sehr entscheidenden Rolle. Ihr Chef, Zeya Thu, ergänzt: „Wir müssen unsere Reporter drängen, noch mehr Themen anzufassen, jeden Stein umzudrehen.“

Ausgewogene Informationen kamen bislang und kommen teils noch immer vor allem aus dem Ausland: Zum einen über Exilmedien wie den Rundfunk der „Democratic Voice of Burma“ (DVB) oder „The Irrawaddy“, zum anderen über die Programme von BBC, Voice of America oder Radio Free Asia. Bislang hatte die Regierung Exilmedien wie die DVB als „Mörder-Medium“ beschimpft, das das Volk aufwiegele. Inzwischen gibt sie sich aufgeschlossen. „Ein Reporter durfte im Herbst den stellvertretenden Arbeitsminister interviewen. Das war das erste Mal, dass jemand aus der Regierung mit uns gesprochen hat“, sagt Toe Zaw Latt, Büroleiter der DVB in Chiang Mai. „Für uns wäre es toll, wenn unsere Videojournalisten im Land dauerhaft offen arbeiten könnten. Aber das ist leider eher noch Wunschdenken.“

8.4 Protestträger

Wünsche, Hoffnungen – an kaum einem Ort kumulieren sie so sehr wie am Nationalheiligtum: Golden schimmernd erhebt sich die Shwedagon Pagode im Zentrum von Rangun. Der Legende nach sind in der Stupa acht Buddhahaare aufbewahrt, umhüllt von mehr als 60 Tonnen Goldbelag. Die Pagode ist ein geschichtsträchtiger Ort: 1988 hielt Aung San Suu Kyi hier ihre erste öffentliche Rede. 2007 während der sogenannten Safran-Revolution ging der Protest gegen das Regime von den zahlreichen Klöstern rund um die Shwedagon aus.

Wenn die Dämmerung sich über Rangun legt, spazieren Eltern mit ihren Kindern, junge und alte Burmesen über die marmorne Plattform der Pagode. So wie die Karen überwiegend überzeugte und praktizierende Christen sind, so sind die ethnischen Burmesen gläubige Buddhisten. Jeder weiß, an

welchem Tag er oder sie geboren ist – auch, weil sich das schon am Namen leicht erkennen lässt. Jedem Wochentag sind eine Himmelsrichtung, ein Planet, ein Tier und ein Buchstabe zugeordnet. Der Buchstabe bildet üblicherweise den Anfangsbuchstaben des Vornamens. Rund um die Stupa der Shwedagon stehen die „Wochentagstiere" – und die Burmesen übergießen sie gemäß ihres religiösen Ritus fleißig mit Wasser: Am Montaggeborenen ist der Tiger zugeordnet, Dienstag ist es der Löwe, Mittwoch bis Mittags der Elefant mit Stoßzähnen und Mittwochmittag bis Mitternacht der Elefant ohne Stoßzähne, Donnerstag die Ratte, Freitag ist es das Meerschweinchen, Samstag die Schlange Naga und am Sonntag der mystische Vogel Garuda.

Der Buddhismus ist Teil des Alltags; Volk und Mönche sind im Grunde eins. Denn im Theravada-Buddhismus ist jeder Gläubige aufgefordert, mindestens einmal in seinem Leben für längere Zeit ins Kloster zu gehen. Meist als Kind mit pompöser Zeremonie; viele gehen dann nochmals als junge Erwachsene oder auch später immer wieder. Die Klöster sind die Schulen der Nation – gegen die staatliche Propaganda und mit ihrer ganz eigenen mächtigen Indoktrination.

Als die Mönche während der Safran-Revolution gegen das Regime protestierten, erklärte das Militär die Shwedagon Pagode und die sie umgebenden Straßen zum Sperrgebiet. Wenig später geschah das Ungeheuerliche: Militärs feuerten auf die demonstrierenden Mönche – das ist in etwa so, als würde im Vatikan die Schweizer Garde auf katholische Priester schießen. Zahlreiche Mönche starben, auch ein japanischer Journalist kam ums Leben. Andere Mönche wurden verhaftet, saßen lange Jahre im Gefängnis. Die Anklage stammt meist aus dem Standardrepertoire, dessen sich die burmesischen Behörden in politischen Fällen bedienen.

Einer der Festgenommenen ist U Gambira; er war einer der Anführer der Aufstände. Nach Angaben von Human Rights Watch wurde er nach seiner Festnahme gewaltsam entkleidet und gefoltert; später dann zu 68 Jahren Gefängnis – darunter mindestens 12 Jahre Arbeitslager – verurteilt. Im Januar 2012 kam U Gambira im Rahmen einer Massenamnestie frei, nur um einen knappen Monat später mitten in der Nacht bei einer Razzia erneut festgenommen zu werden. Der Vorwurf: Er sei in ein Kloster eingebrochen.

Die Möglichkeiten für Mönche, Kritik zu äußern oder sich frei zu bewegen, sind beschränkt. Das bekam auch Ashin Sopaka zu spüren. Er hat lange Jahre in Deutschland im Exil gelebt, im November 2011 kehrte er nach Burma zurück und demonstrierte gemeinsam mit befreundeten Mönchen in verschiedenen Klöstern in Mandalay: Es gab Kundgebungen und große Banner mit politischen Forderungen. Doch die Klostervorsteher baten die Mönche, ihren Protest zu beenden. Im Anschluss wurde Ashin Sopaka von Militärs in seinen Heimatort Thabyaeye gebracht und wird hier von Polizisten bewacht.

Seit dem Frühjahr darf er einmal in der Woche in die nächste größere Stadt, Monywa, und hier auch das Internet nutzen. Wirklich demokratische Freiheit sieht anders aus.

„Es ist noch immer gefährlich", bestätigt Owen, ein junger Mönch aus Mandalay. Er war 2007 auch mit auf die Straße gegangen, hatte sich selbst in den Jahren danach mit der Regierung angelegt. „In meiner Waisenschule habe ich mal ‚Free Burma' an die Wand gemalt. Einen Tag später standen Polizisten in der Schule und haben mich aufgefordert, es zu überstreichen." Als Owen ein Visum haben wollte, um Freunde in Deutschland zu besuchen, weigerte sich die zuständige Behörde, es auszustellen, erzählt er: „Du kriegst niemals ein Visum, Mönch!', hat der Beamte gesagt." Erst später, getarnt in ziviler Kleidung, konnte Owen sich schließlich ein Visum erschummeln. Als ich ihn zufällig am Flughafen von Rangun wiedertreffe, ist er sichtlich aufgerecht. Zum einen, weil es sein erster Flug überhaupt ist, aber auch, weil er dem Frieden noch nicht ganz traut: „Ich habe die ganze Zeit Sorge, dass sie mich doch noch aufhalten."

8.5 Wandelgründe

Burma ist ein reiches Land – reich an Naturschätzen wie Öl, Erdgas, Gold, Edelsteinen und Teakholz. Einst war das Land auch eines der reichsten und mächtigsten Länder Südostasiens, mit einer Ausdehnung vergleichbar zum Römischen Reich. Heutzutage ist das nur schwierig nachzuvollziehen. Spätestens seit dem Militärputsch 1962 schienen die Uhren rückwärts zu laufen. In den Städten weniger, aber auf dem Land wirkt Burma wie aus der Zeit gefallen: Ochsen ziehen Holzpflüge über die Felder. In einer Ziegelfabrik wird der Lehm in mühevoller Arbeit mit Händen und Füßen bearbeitet. Manche Gegenden scheinen nachts so düster als wäre Elektrizität noch nicht einmal erfunden.

Jetzt also sollen die Uhren wieder ticken, das Land bereit für die Zukunft werden – oder zumindest erstmal für die Gegenwart. Burma-Experten vermuten, dass die Folgen westlicher Sanktionen und die wachsende Abhängigkeit von China die Hauptgründe für den eingeleiteten Sinneswandel sind.

Die Sanktionen galten zunächst als Trumpf des Westens. Doch wie in so vielen anderen Fällen auch bewirkten sie keinen unmittelbaren Systemwechsel – auch, weil die Nachbarstaaten, allen voran China und Indien, die Zwangsmaßnahmen schlichtweg unterliefen. Stattdessen litt und verarmte die Bevölkerung durch die von außen oktroyierten Beschränkungen. Die Preise im Land schossen in abstruse Höhe. Ein japanischer, fast schon schrottreifer Gebrauchtwagen kostete wegen der Einfuhrzölle zeit-

weilig rund 120.000 US-Dollar. Einen Handyvertrag gab es mitunter erst ab 3.500 US-Dollar.

Profiteure waren die „Cronies“ des Regimes; sie scheffelten das Geld: Tay Za etwa, der angeblich reichste Mann Burmas. In die EU darf er zwar nicht einreisen – er steht auf der Sanktionsliste in der Rubrik „Nutznießer der Wirtschaftpolitik der Regierung“ ganz oben, gefolgt von seiner Frau, seinem Sohn, seiner Mutter und seinem Bruder – aber in Rangun wohnt er in einer Villa, fährt mehrere teure Autos und verdient an verschiedenen Firmen.

Inzwischen hat in der Frage, wie der Westen mit Burma umgehen soll, vor allem eine Stimme Gewicht – natürlich die der Lady. Sie rät davon ab, die Sanktionen vorschnell aufzuheben und wenn, dann nur Schritt für Schritt. Manche Landsleute werfen Aung San Suu Kyi deswegen Weltfremdheit vor, erhoffen sich von einer Aufhebung der Sanktionen den großen Schwung fürs Land.

Und der soll – anders als bisher – dann nicht mehr nur aus einer Richtung kommen. Denn außer den Cronies profitierten von den reichen Ressourcen des Landes in der Vergangenheit häufig auch Geschäftsmänner aus China. Sie schätzten, wie auch die Thailänder, neben den Naturressourcen die geopolitische Lage Burmas: zwischen China und Indien mit schützenden Bergen und zugleich einer guten Anbindung ans Meer. Der Westboykott spielte den Chinesen günstig mit, trieb Burma geradezu in die Arme des mächtigen Nachbarn. Und der half natürlich bereitwillig beim Bau von Häusern und Straßen, kaufte die Schätze des Landes auf und brachte so Geld und Waren ins Land: chinesische Motorroller genauso wie Fernseher, Kühlschränke oder Plastikkitsch.

Doch in den vergangenen Monaten ist das Grummeln gegen China und die Chinesen lauter geworden, vor allem im Norden des Landes. „Die Chinesen sind überall. Hier machen sie die Geschäfte, für uns bleibt kaum etwas“, sagte einer der Trishaw-Fahrer in Mandalay. Auf dem Jade-Markt der Stadt sei es deswegen sogar schon zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen einheimischen und chinesischen Händlern gekommen. Mandalay strahlt auf die Chinesen eine große Anziehungskraft aus, als Handelszentrum, als Drehscheibe zwischen den Ländern. In den vergangenen zehn Jahren, so schreibt die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, sei der chinesische Bevölkerungsanteil in der Stadt auf schätzungsweise dreißig bis vierzig Prozent gestiegen.

Der wachsende Unmut gegen die Chinesen trug nach Ansicht von Experten also zum Wandel bei. Der Stopp des Myitsone-Projekts war ein erster offener Affront, gerichtet gegen die chinesischen Expansionspläne in Burma. Das vermutliche Ziel: die Befreiung aus der Isolation mit China als einzigem Verbündeten – auch wenn Ko Ko Hlaing, der wichtigste politische Be-

rater von Präsident Thein Sein, das im Frühjahr 2012 bei einem Besuch in Berlin dementierte. So heißt es in der „taz“: Reformen seien angeblich immer vorgesehen gewesen, behauptet er. Es hätten dafür nur die Voraussetzungen gefehlt. Die Reformen seien weder eine Folge der Sanktionen des Westens gegen die Junta noch von deren wachsender Abhängigkeit von China, die selbst den Militärs zu viel geworden sei. Was auch immer die tatsächlichen Gründe sein mögen – eine neue Zeit in Burma scheint, zumindest in manchen Bereichen, angebrochen.

9. Endlich Frieden?

Auch das Verhältnis zu den ethnischen Minderheiten wandelt sich, allerdings ganz, ganz langsam. Mit den Karen schloss die Regierung Mitte Januar 2012 ein Waffenstillstandsabkommen. Solche Friedensgespräche zwischen Rebellen und Armee machen den Flüchtlingen Hoffnung. Sie sind wie die ersten Sonnenstrahlen nach der dunkelsten, der längsten Nacht.

„Wir wollen zurück, lieber gestern als morgen“, sagt Florence, die alte Frau, und Moon Lay, die junge, stimmt ihr vorsichtig zu. Aber: „Noch ist unser Dorf nicht sicher. Deshalb traue ich mich im Moment nicht, dorthin zurück zu gehen. Und es gibt ja auch nichts mehr dort.“ Pah Dah formuliert es ähnlich: „Viele Flüchtlinge wollen schon lange zurückkehren. Es ist ja nicht so, dass wir hier wahnsinnig glücklich sind. Aber wir müssen eben auf die tatsächlichen Konditionen gucken: Ist es wirklich sicher? Gibt es keine Landminen mehr?“

Er fürchtet, dass Thailand die Rückkehr überstürzen könnte. Seiner Ansicht nach hat die Regierung in Bangkok schon lange nur darauf gewartet, dass sie die Flüchtlinge des Landes verweisen kann. Schon als im Herbst 2010, so wie Moon Lay, geschätzte 16.000 Menschen über die Grenze flüchteten, wurde der Zustrom für die staatlichen Stellen zu viel. In Mae Sot verkündete ein Offizier: „Sobald es drüben sicher ist, schicken wir die Flüchtlinge zurück.“

Jetzt scheine eine Rückführung aus Sicht der thailändischen Behörden womöglich sicher, sagt Pah Dah: „Die Internationale Gemeinschaft sagt, dass es diesen Wandel in Burma gibt – und das ist die Chance für Thailand, das Thema offen anzuschneiden. Ich denke von Seiten der Internationalen Gemeinschaft wird es weniger Widerstand geben als in der Vergangenheit.“ Duncan McArthur vom Thailändisch-Burmesischen Grenzkonsortium warnt jedoch vor zu schnellen Schlüssen: Man dürfte nichts überstürzen, „sonst kommen die Leute illegal wieder zurück. Für eine Massenrückführung sind wir noch nicht bereit. Das braucht Zeit“, sagt er.

Und die grundsätzlichen Unterschiede werden wohl weiterhin bleiben. Fast jeder Flüchtling, mit dem ich gesprochen habe, betonte seine ethnische Identität: „Ich bin Karen, nicht Burmese. Ich bin Karen!“ sagte etwa Saw Aung, der Junge mit dem thailändischen Haarschnitt, ganz vehement. Auch andere wirkten fast beleidigt, wenn ich sie fragte: „Bist du Burmese?“ Die Idee von Vielfalt in Einheit muss in dem ethnisch-multikulturellen Land erst noch wachsen.

Und dass ein Waffenstillstandsabkommen darüber hinaus keine Garantie für Sicherheit ist, zeigte sich erst vergangenes Jahr in der Kachin-Provinz im Norden des Landes: Ein langjähriges Friedensabkommen wurde gebrochen. Seitdem liefern sich beide Seiten wieder brutale Kämpfe. Zehntausende Menschen sind über die Grenze nach China geflohen, die Armee blockiert Berichten von Human Rights Watch zufolge die Versorgung der betroffenen Zivilisten – ein neues Kapitel im burmesischen Minderheitendrama.

Wie fundiert also der Wandel ist, wird sich wohl erst ab 2015 zeigen: Dann finden die Präsidentschaftswahlen statt. Wenn es nach vielen im Volk geht, soll Aung San Suu Kyi gewinnen. „Wenn sie Präsidentin ist, wird alles besser“, lautet eine oft gehörte Meinung im Land – und auch bei den Flüchtlingen. Suu Kyi selbst sagte nach ihrem Treffen mit US-Außenministerin Clinton: „Wenn wir gemeinsam voran gehen – wir alle, die Opposition, die Regierung und die internationale Gemeinschaft – dann wird es kein Zurück geben auf dem Weg zur Demokratie.“ Viele westliche Politiker, die derzeit in Scharen nach Burma pilgern, verkünden schon jetzt, die Reformen seien „unumkehrbar“. Eine etwas voreilige Einschätzung, glaube ich. Denn noch gibt es zu viele Baustellen, zu viele ungeklärte Fragen, zu viele vermeintliche Reformen, die de facto doch wieder rückgängig gemacht werden könnten. Und dass die alten Seilschaften, die Männerklubs, das Militär tatsächlich zulassen, dass Aung San Suu Kyi Präsidentin wird und das Land versucht zu einen, ist alles andere als sicher.

10. Und zum Schluss…

„You try to guard yourself by saying it is not real...it is a beauty that batters you and stuns you and leaves you breathless.“ (Somerset Maugham)

Ich habe viel gelernt, viel erlebt, bin an Grenzen gestoßen – meine eigenen und die meiner Interviewpartner. Ich wurde tief berührt, hatte Spaß an meinem Beruf, habe mich mitunter erschrocken über das Leben und bin eingetaucht in ein Thema wie selten zuvor. Allein dafür gebührt mein Dank der Heinz-Kühn-Stiftung.

Vor dem Abflug habe ich mit Freunden noch die Frage diskutiert: Ist es vertretbar, als Tourist in ein Land wie Burma zu reisen? „Darf“ man das?

Oder unterstützt man so nur das Regime? Aung San Suu Kyi selbst hatte dereinst zum Tourismus-Boykott aufgerufen, weil Tourismus nur den Generälen nutzen würde. 2011 zog die Lady ihren Aufruf zurück. Reiseveranstalter argumentieren ohnehin schon seit Jahren, dass durch Tourismus der Scheinwerfer auf das Land gerichtet werde, die Öffentlichkeit – oder zumindest ein Teil davon – erfahre, was in Burma passiert. Und die Burmesen würden im Umkehrschluss etwas von der Außenwelt lernen; es kämen neue Ideen ins Land. Nur ausschließen, dass Geld aus Hotelübernachtungen oder dem Eintritt etwa zur Shwedagon Pagode an die Regierung fließt, konnte keiner. Man muss davon ausgehen, dass das Militär an jedem Dollar, den Touristen ins Land bringen, mitverdient. Allerdings gilt auch: Von jedem Dollar, den ein normaler Burmese an Touristen verdient, kann er seine Familie einen Tag lang ernähren.

„Zwischen 2001 und 2005 kamen viele Touristen, da lief das Geschäft für mich gut", erzählt Trishaw-Fahrer Joe in Mandalay, während er kräftig in die Pedale tritt. Mit seinen Fahrradfahrdiensten verdient er das Geld für seine Frau und die sechs Kinder. Nach dem Zyklon Nargis und den Mönchsprotesten von 2007 gingen die Besucherzahlen zurück – und damit auch seine Einnahmen. Doch wie so viele Burmesen ist Joe hoffnungsvoll, was die Zukunft angeht: „2011 war schon ein gutes Jahr für uns. Aber 2012 wird noch besser!" Auch wegen Menschen wie Joe in Mandalay oder wie dem Pagodenmaler Sky in Bagan weiß ich: Man darf nicht nur nach Burma fahren, man sollte, muss geradezu!

Jetzt, wo die Regierung sich demokratisch gibt, ist es ohnehin nicht mehr so ein ethisches Dilemma. Ebenso wenig sind es Reisen ins Grenzgebiet auf thailändischer Seite. Ein Aufenthalt hier ist auf jeden Fall zu empfehlen. Zum einen, weil die Natur dort wunderschön ist mit tiefgrün bewachsenen Bergen, ursprünglich anmutenden Dörfern und sehr viel Ruhe. Zum anderen, weil hier viele Organisationen angesiedelt sind, die man so unterstützen kann – gerade wenn sich künftig die Aufmerksamkeit von Geldgebern nach Burma selbst richtet. Als vielleicht bestes Beispiel einer solchen Einrichtung sei das „Borderline" in Mae Sot genannt: Es ist Café, Fair-Trade-Laden und Kunstgalerie zugleich. In dem kleinen Geschäft gibt es von Hand hergestellte Taschen, Schmuck, Schals, Bücher und DVD's. Im gemütlichen Gartencafé gibt es leckeres Essen und ganz hervorragenden traditionell-burmesischen Tee. Alle Einnahmen gehen gesammelt an verschiedene Frauenorganisationen im Grenzgebiet.

Was Burma selbst angeht, habe ich etwas Sorge, wie sich das Land entwickeln wird, wenn die Demokratisierung voranschreitet und die Städte und Dörfer bald von ausländischen Investoren, Hilfsorganisationen und vermutlich auch Sextouristen überschwemmt werden. Oder, wie die burmesische

Journalistin Nwet Kay Khine es formulierte: „Wir wollen kein zweites Kambodscha werden."

Wer Lust bekommen hat, mehr über die Schicksale der Flüchtlinge, das geschichtsträchtige Burma oder seine Menschen mit ihrer freundlichen Gelassenheit, Wärme und Leidensfähigkeit zu erfahren, dem lege ich gerne folgende Bücher ans Herz:

Mac McClelland:
For Us To Surrender Is Out of the Question.
A Story from Burma's Never-Ending War. (2010)
Alice Grünfelder/Lucien Leitess (Hrsg.):
Reise nach Myanmar – Kulturkompass fürs Handgepäck. (2009)
Thant Myint-U:
The River of Lost Footsteps. A Personal History of Burma. (2008)
Pascal Khoo Thwe:
From the Land of Green Ghosts. A Burmese Odyssey. (2003)

Was bleibt sonst noch? Vielleicht eine Erklärung zum Schluss zu Birma, Burma, Myanmar. Drei Namen für ein Land der Vielfalt. Eigentlich wundervoll symbolisch.

In Deutschland war bis Ende der 1980er Jahre die Bezeichnung „Birma" üblich. Die Briten nannten das Land, das sie im 19. Jahrhundert ihren indischen Kolonien angliederten, stets „Burma". 1989 beschloss die Militärjunta die erste Namensänderung: Seitdem hieß das südostasiatische Land offiziell „Union Myanmar". Im Oktober 2010 wurde der Name dann nochmals geändert. Jetzt heißt das Land offiziell „Republik der Union von Myanmar". Kurz: Myanmar.

Das deutsche Auswärtige Amt verwendet „Myanmar", verschiedene Medien auch. Die Financial Times schrieb erst kürzlich, dass sie künftig stets „Myanmar" sagen wollen – um so die Reformbemühungen der Regierung um Präsident Thein Sein auch im Kleinen zu würdigen.

Ein ehrenvolles Anliegen, dem ich mich jedoch in diesem Text noch nicht anschließen wollte. Denn, die Junta ist – salopp gesagt – Mist. Tatsächlich scheint sich die neue Regierung zu bemühen. Und das ist ehrenwert. Doch Respekt zolle ich dem erst künftig und noch nicht in diesem Text. Das geht nicht. Zu eindringlich sind die Eindrücke der Vergangenheit, die Spuren des brutalen Regimes im Leben all derer, die ich getroffen habe – und deren Geschichten ich hier teilen konnte. Danke.